



DIE PERSPEKTIVE DER BEWOHNER*INNEN

Erfahrungen, Einstellungen und Wünsche in Bezug auf Pflanzen

Projektbericht für GREEN: Cool & Care

Grüne Wohn- und Pflegeheime. Technische Lösungen und soziale Innovationen

IMPRESSUM

GREEN: Cool & Care: Grüne Wohn- und Pflegeheime. Technische Lösungen und soziale Innovationen

<https://smartcities.at/projects/green-cool-care/>

Zitationsempfehlung:

Pichler Barbara; Reitinger Elisabeth (2021): GREEN: Cool & Care: Die Perspektive der Bewohner*innen - Erfahrungen, Einstellungen und Wünsche in Bezug auf Pflanzen. Projektbericht, Smart Cities Demo – Living Urban Innovation 2018, Wien.

Projektkonsortium und -partner*innen:



Technische Universität Wien
Institut für Werkstofftechnologie,
Bauphysik und Bauökologie,
Forschungsbereich Ökologische
Bautechnologien

Azra Korjenic, Sara Alasu,
Manuela Chriti, Jutta
Hollands, Abdulah
Sulejmanovski, Alexander
Pichlhöfer



Universität Wien, Fakultät für
Sozialwissenschaften,
Institut für Pflegewissenschaft

Elisabeth Reitinger, Barbara
Pichler



Büro für nachhaltige Kompetenz,
B-NK GmbH

Bente Knoll, Agnes Renkin



Dipl.-Ing. Ralf Dopheide e.U.

Ralf Dopheide, Fabian
Schiefermair

Fotonachweis/Zeichnungen:

Wenn nicht anders angegeben: Projektkonsortium GREEN: Cool & Care

Dieses Projekt wird aus Mitteln des Klima- und Energiefonds gefördert und im Rahmen des Programms „Smart Cities Demo – Living Urban Innovation 2018“ durchgeführt.

Das Projekt wird zusätzlich vom Land NÖ (Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Landeskliniken und Landesbetreuungszentren) und der NÖ Landesgesundheitsagentur unterstützt.



Dieses Werk steht unter der Creative-Commons-Lizenz – Namensnennung, nicht kommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

Wien, Dezember 2021

INHALT

Impressum	2
1 Einleitung	4
2 Methoden	5
2.1 Sample	5
2.2 Erhebungsmethode	6
2.3 Auswertungsmethode	6
3 Ergebnisse	8
3.1 Zur Bedeutung von Pflanzen im Kontext von Endlichkeit	8
3.2 Typologie der Bewohner*innen bezogen auf die Bedeutung von Pflanzen in ihrer Biografie	8
3.2.1 Typ 1: Hohe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie	9
3.2.2 Typ 2: Geringe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie	20
3.2.3 Typ 3: Mäßige oder sich wandelnde Bedeutung von Pflanzen in der Biografie	21
3.3 Interesse an Natur und Pflanzen	24
3.3.1 Naturschutz und –verbundenheit.....	24
3.3.2 Beliebte Pflanzen: Frühjahrsblüher und Heilkräuter	25
3.3.3 Das eigene Pflanzenwissen erweitern und weitergeben.....	26
3.4 Luftqualität („Behaglichkeit“)	26
3.4.1 Temperatur.....	27
3.4.2 Luftfeuchtigkeit	29
3.5 Begrünungselemente	29
3.5.1 Begrünte Wände.....	29
3.5.2 Hochbeete	30
3.5.3 Mobile Hochbeete	31
4 Zusammenfassung und Ausblick	32
Literatur	33

1 EINLEITUNG

Der Klimawandel bringt auch für Pflege- und Betreuungszentren Sommerhitze und Trockenheit mit sich. Vor dem Hintergrund des Klimawandels, der verdichteten Städte und den Urban Heat Island-Phänomenen braucht es Ansätze der urbanen Hitze entgegenzuwirken – gerade für vulnerable Bevölkerungsgruppen. Daher beschäftigt sich das Projekt „GREEN: Cool & Care“ mit innovativen Begrünungslösungen in mehreren Pflege- und Betreuungszentren. Es werden Begrünungen in Abstimmung mit den Bedürfnissen, Wünschen und Anforderungen der Personen, die in den Pflege- und Betreuungszentren wohnen und tätig sind, erarbeitet und etabliert. Dieser Begrünungsprozess wird wissenschaftlich begleitet, sowohl von technischer als auch von sozial- und pflegewissenschaftlicher Seite. Besonderes Augenmerk liegt auf der inter- und transdisziplinären Zusammenarbeit von Bauphysik, Bauökologie, Landschaftsplanung, Vegetationstechnik, Sozial- und Pflegewissenschaften mit den Personen aus den Pflege- und Betreuungszentren.

In vier Pflege- und Betreuungszentren (PBZ) des Landes Niederösterreich, in Stockerau, St. Pölten, Tulln und Wolkersdorf werden Begrünungen in Abstimmung mit den Bedürfnissen, Wünschen und Anforderungen der Personen, die in den Pflege- und Betreuungszentren wohnen und tätig sind, erarbeitet und umgesetzt. Auch bauphysikalische und mikroklimatische Messungen betreffend die Luftqualität (etwa CO₂, Schimmelsporen und andere Luftschadstoffe, Temperatur, Feuchtigkeit) werden durchgeführt und mit dem individuellen Empfinden der Bewohner*innen verglichen.

Eine der ersten Fragen im Projekt war es daher: Welche Wünsche und Bedürfnisse haben die Bewohner*innen der vier teilnehmenden PBZ? Welche Erfahrungen mit Pflanzen haben Bewohner*innen in ihrer Lebensgeschichte, welche Bedeutung haben sie in der Gegenwart? Und: Möchten und können sie sich bei der Pflege der Pflanzen im Alltag beteiligen? Konzeptionell liegen diesen Fragen auch die sechs Grundprinzipien des person-zentrierten Betreuungs- und Pflegemodells „Mensch im Mittelpunkt“, das in Zusammenarbeit zwischen dem Land Niederösterreich und dem Institut für Pflegewissenschaft entwickelt wurde, zugrunde (Mayer et al 2020).

2 METHODEN

Die methodische Ausrichtung des Projektes entspricht dem Ansatz der partizipativen Forschung in der Sozialforschung, der Gesundheitsforschung und in Palliative Care (von Unger 2014, Hockley et al 2013, Dressel et al 2014). Die Ergebnisse der Erhebungen sind Basis für konkrete Grün-Interventionen, Maßnahmen und Aktivitäten in den vier PBZ. Dieses Vorgehen orientiert sich sowohl an Elementen aus der Interventionsforschung als auch Grundorientierungen der transdisziplinären Forschung (Krainer & Lerchster 2012, Reitinger 2008).

Der Forschungszugang ist ein qualitativ-empirischer, mit dem Ziel die Erfahrungen, Einstellungen und Bedürfnisse der Bewohner*innen bezüglich Pflanzen aus der Perspektive der Betroffenen zu erkunden. In der qualitativen Forschung geht es methodisch um ein Verstehen der Bedeutung der Beteiligten. Das Vorgehen ist theoriegenerierend, das bedeutet, dass mittels induktiver Denklogik vom Besonderen auf das Allgemeine geschlossen wird (Mayer 2019, 97). Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2014, 12f) sprechen von der Rekonstruktion als genuin qualitative Forschungslogik. Damit ist gemeint, dass die Forschenden in einem ersten Schritt der Forschung die Sichtweisen der Beteiligten, die immer auch schon Interpretationen und somit Konstruktionen ersten Grades sind, verstehen und im Forschungsprozess rekonstruieren. In einem zweiten Schritt bilden die Forschenden wissenschaftliche Typen und Theorien, was Konstruktionen zweiten Grades sind. Die Generalisierung, die im Zuge der Theoriegenerierung stattfindet, basiert bei der qualitativen Forschung nicht auf Repräsentativität, wie aus der quantitativen Forschung bekannt, sondern auf einer konzeptuellen Repräsentativität. Das bedeutet, dass alle Daten erhoben werden, die für die Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Theorie notwendig sind, um sämtliche Dimensionen und Aspekte dieser Theorie gut abbilden zu können. Der Schlüssel der Generalisierung liegt im Vergleich. Mittels komparativer Analyse wird eine Typologie, welche mehrere Dimensionen beinhaltet, erarbeitet.

2.1 Sample

In den am Projekt teilnehmenden vier PBZ wurden in Abstimmung mit der Leitung und den Mitarbeitenden je fünf bis neun Personen für ein Interview ausgewählt. Bei der Auswahl des Samples wurde auf die Diversität der Bewohner*innen und die Freiwilligkeit der Teilnahme geachtet. Ethische und datenschutzrechtliche Aspekte wurden entsprechend in die Planung und Durchführung mit einbezogen. Für die Auswahl der Bewohner*innen wurden vorab Kriterien im Sinne eines selektiven Samplings festgelegt (Flick, 2010). Ziel des Samplings ist es, eine heterogene Gruppe von Teilnehmenden zu gewinnen, um die relevanten Phänomene im untersuchten Feld möglichst breit erfassen zu können. Wichtig war uns zu betonen, dass nicht ausschließlich jene Personen ausgewählt werden, die eine besondere Affinität zu Pflanzen aufweisen, da dies ein ganzheitliches Bild verfälschen würde. Bezüglich der Auswahl waren die Mitarbeiter*innen der PBZ angehalten möglichst unterschiedliche Personen, folgende Kriterien betreffend, für die Teilnahme zu gewinnen. Das waren Geschlecht (entsprechend dem Geschlechterverhältnis im PBZ), Mobilität (bettlägerig, Rollstuhl/Gehhilfen nützend, ohne Gehilfen mobil), Alter, Pflanzenaffinität und Wärmeempfinden. Menschen mit einer leichten Demenz wurden eingeschlossen, im Unterschied zu Menschen mit einer fortgeschrittenen Demenz, für die der Leitfaden nicht geeignet gewesen wäre.

Drei der PBZ sind in Kleinstädten inmitten einer ländlich geprägten Gegend, eine Stadt ist etwas größer und hat um die 150.000 Einwohner*innen. In den Einrichtungen leben kaum Menschen

mit Migrationsgeschichte, weshalb ethnische Zugehörigkeit nicht als Kriterium im Sample aufgenommen wurde.

Insgesamt wurden 29 Bewohner*innen im Alter von 62 bis 97 interviewt, davon 24 Frauen und fünf Männer. Von der sozialen Herkunft, die wir über den Beruf bzw. die Ausbildung erfragt haben, sind die teilnehmenden Personen breit gefächert, von Personen, die beruflich leitende Funktionen innehatten, bis Personen ohne Berufsausbildung, die als Hilfskräfte oder in einer eigenen kleinen Landwirtschaft beschäftigt waren. Für diese Kohorte noch typisch, waren einige der interviewten Frauen als Hausfrauen tätig. Bezüglich Mobilität waren sechs Personen ohne Gehilfen mobil, elf mit Gehilfen, zumeist Rollatoren, und zwölf mit Rollstühlen. Zwei Personen mit Rollstuhl gaben an, dass sie für kleine Strecken im Zimmer bzw. im Stockwerk mit dem Rollator unterwegs sind, für weitere Strecken aber den Rollstuhl benötigen. Zwei Personen des Samples wiesen eine leichte Demenz auf.

2.2 Erhebungsmethode

Die Interviews mit den Bewohner*innen der PBZ wurden anhand eines Leitfadens durchgeführt, der auch einige erzählgenerierende Stimuli enthielt. Somit kann von einem „qualitativen Interview mit erzählendem Charakter“ (Mayer 2019, 216) gesprochen werden. Ziel der Interviewgespräche war einerseits, bestimmte für das Projekt relevante Aspekte zu thematisieren und die Sichtweise der Bewohner*innen zu den interessierenden Themen einzuholen. Andererseits ging es auch darum Erzählungen anzuregen, vor allem wo es um die biografische Bedeutung von Pflanzen ging. Das Gespräch wurde durch die Interviewerin gelenkt. Die Fragen waren offen gestaltet, sodass die befragte Person frei reden und für die Forscherin relevante neue Aspekte einbringen konnte. Wie bei anderen Interviewformen in der qualitativen Forschung werden bei der leitfadenunterstützten Interviewführung die Befragten als Expert*innen verstanden, deren Wissen über das zu beforschende Feld entscheidend ist (Lamnek 2010).

Die Interviews dauerten im Durchschnitt 45 Minuten und fanden in den jeweiligen PBZ statt, in den Zimmern der Bewohner*innen oder in Gemeinschaftsräumlichkeiten.

2.3 Auswertungsmethode

Die Interviews und Fokusgruppen wurden auf Tonband aufgenommen und im Anschluss wörtlich transkribiert. Die qualitativen Daten aus den Interviews wurden zu einem überwiegenden Teil mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet (Lamnek 2010). Mit „MAXQDA“, einer speziell für die qualitative Inhaltsanalyse entwickelten Software, werden die für die Auswertung relevanten Daten in Form von Textpassagen aus den Transkripten gefiltert und nach bestimmten Forschungsthemen und Schwerpunkten geclustert. Im Anschluss daran erfolgte die eigentliche Analyse, wobei auf das Verfahren der Zusammenfassung (Paraphrasierung, Generalisierung, Reduktion) und das Verfahren der Strukturierung zurückgegriffen wurde. Diese Auswertungsperspektive ist deskriptiv orientiert. Eine weitere Analyserichtung, die Anwendung fand, ging über den Blick der reinen inhaltlichen Analyse hinaus. Schon beim Führen der Interviews und am Beginn der Auswertung fiel auf, dass Pflanzen und das Gärtnern aus einer biografischen Perspektive heraus unterschiedliche Bedeutungen für die einzelnen Personen hat, aber auch Gemeinsamkeiten aufweisen, was uns den Blick auf die Sinnstruktur, die ihrem Handeln zugrunde liegt, richten ließ. Durch eine komparative Analyse der Fälle gelangten wir zu einer Typologie, die diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten systematisch erfasst und besser verstehen ließ. Bei den Typen werden nicht die Einzelfälle genau

beschrieben, sondern deren jeweiligen Handlungsmuster identifiziert und mit anderen verglichen. Das geht über die Einzelfälle hinaus und lässt sich als Typus im Sinne eines Idealtypus zusammenfassen. Die Idealtypen bilden die empirische Realität nicht ab, sondern sind eine wissenschaftliche Konstruktion und Generalisierung bzw. eine überpointierte Gestalt des empirisch Vorfindbaren (Przyborski und Wohrab-Sahr 2014). Gerade aus einer partizipativen Perspektive, was die Frage der Einbindung der Personen in Pflanzaktivitäten anbelangt, ist dieser verstehende Zugang, die unterschiedlichen Handlungslogiken betreffend, welche sich in den Typen abbilden, von Bedeutung.

Die dargestellten Ergebnisse basieren rein auf den empirischen Daten, was durch die Darstellung mit vielen Zitaten der Forschungsteilnehmenden hervorgehoben wird.

3 ERGEBNISSE

3.1 Zur Bedeutung von Pflanzen im Kontext von Endlichkeit

Es wurden Interviewgespräche mit den Bewohner*innen geführt, um herauszufinden welche Bedeutung Pflanzen und Gärtnern in ihrem jetzigen Leben im Pflege- und Betreuungszentrum haben. Darüber hinaus galt den biografischen Erfahrungen der Bewohner*innen mit Pflanzen das Interesse. Indem über die Gärten von früher und den Pflanzen von jetzt gesprochen wurde, kam sehr deutlich zum Ausdruck, wie die Personen auch in Bezug zu dieser Themenstellung sich mit der Endlichkeit ihres Lebens auseinandersetzen müssen. Das steht in Zusammenhang mit der Übersiedelung in eine institutionelle Wohnform, dem der Abschied vom früheren Zuhause vorausgegangen ist. Dies ging bei vielen Bewohner*innen mit der Aufgabe eines eigenen Gartens einher sowie mit nachlassenden Kräften, altersbedingten Einschränkungen, die die Versorgung von Pflanzen erschweren. Dass das Sterben, auch das eigene, für viele sehr präsent ist, zeigte sich vor allem in der Antwort auf die Frage, ob wir um ein weiteres Interview nach den Begrünungsmaßnahmen bitten dürfen. So erwiderte z.B. Frau Anna Hofer: „Wenn Sie sagen, Sie kommen noch einmal vorbei, vielleicht bin ich da gar nimmermehr, weil neunzig Jahre ...“ (B8C, 189-196).

Abschiedlich zu leben, bedeutet für jene, denen der eigene Garten oder die eigenen Balkon- und Zimmerpflanzen sehr wichtig waren, auch von diesem bedeutenden Lebensbereich Abschied zu nehmen. „Ich hab daheim einen Garten gehabt, ich hab alles angebaut gehabt, (...) ist halt alles, war alles einmal“ (B6C, 59). Das wird mitunter nach wie vor als schmerhaft erlebt. „Und denk immer noch mit Wehmut (...) an meine Blumen, meinen Garten“ (B1C, 72).

Die befragten Personen sehen sich immer wieder auf ihre körperlichen Grenzen verwiesen. „Obwohl ich mir oft denk, wenn ich so geh, da ist ein Gras, des gehört ausgrissen, aber ich kann mich nimmer niederbücken, es geht nimmer“ (B7C, 42-44). Oder aber es sind die nachlassenden Kräfte, „ich bring das nimmer zusammen, ich hab die Kraft nimmer“ (B7C, 262).

Viele Gespräche über Pflanzen waren gerahmt von dieser Reflexion der eigenen Endlichkeit. „Naja, irgendwann ist einmal das Leben zu Ende, und damit muss man sich abfinden“ (B5C, 239-247).

3.2 Typologie der Bewohner*innen bezogen auf die Bedeutung von Pflanzen in ihrer Biografie

Typ 1: Hohe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie	Typ 2 Geringe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie	Typ 3 Mäßige oder sich wandelnde Bedeutung von Pflanzen in der Biografie
20 Frauen 1 Mann	2 Frauen 1 Mann	2 Frauen 3 Männer

3.2.1 Typ 1: Hohe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie

Der Großteil der befragten Menschen lässt sich dem Typus „Hohe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie“ zuordnen. Es handelt sich vor allem um Frauen. Diese Personen weisen eine hohe Kompetenz im Umgang mit Pflanzen auf. Die Tätigkeit des Gärtnerns bzw. der Pflanzenpflege ist emotional positiv besetzt, was durch folgende Äußerungen von Frau Franzi Seitz deutlich zum Ausdruck gebracht wird: *„Und dieser Garten war für mich mein Ein und Alles“* (B1C, 34). *„Ich mein, der Garten war schon mein Leben“* (B4C, 113), so formuliert es Frau Theresia Kogler. Nicht alle drücken die Bedeutung des Gartens in diesem hohen Ausmaß aus, aber im Großen und Ganzen ist die Pflanzenpflege eine Tätigkeit, die von dieser Personengruppe gerne ausgeübt wurde, im Sinne von *„Ja ich hab's gern gemacht“* (14D, 50-54) wie das Herr Josef Lang äußert. Gleichzeitig wird aber betont, dass es auch viel Arbeit bedeutet, einen schönen ertragreichen Garten und viele Blumen zu haben. *„Ja, das war immer mit Arbeit verbunden“* (B16D, 86-96). Frau Rosemarie Vante führt aus, dass ihr Mann diese Tätigkeit nicht als Arbeit anerkannt hatte. *„Mein Mann hat oft gesagt, wenn ich in den Garten gegangen bin: ‚Sie geht scho wieder spielen.‘ Der hat nie verstanden, dass das eine Arbeit auch ist, dass man was pflegen muss. (...) Aber ich hab das gern gemacht immer“* (B7C, 50-52). Es war aber auch ein Lebensbereich, wo sie (als Frauen) Wertschätzung erfahren konnten. *„Ich war schon stolz, sag ma, wenn ich ein Happerl Salat abschneiden hab können, was ganz frisch war, und mit den Blumen, naa, es war alles eigentlich schön“* (B20B, 49-65).

Einen Garten zu haben wird auch mit Lebensqualität assoziiert. *„Ich bin hinausgegangen in den Garten, da hab ich alles, ich hab das alles **frisch** gehabt“* (B6C, 225).

Einige sind in einer Landwirtschaft aufgewachsen, oft sehr kleine Landwirtschaften, „Häusler“ oder „Kleinhäusler“ wurde das in dieser Region genannt. Manche waren ihr Leben lang in der Landwirtschaft tätig. Bedeutung hatte der Gemüseanbau v.a. während des Krieges sowie davor und danach, als die Menschen nur wenig Nahrung zur Verfügung hatten. *„Gemüse hat der Vater anbaut, wie der Krieg war. (...). Da haben wir von dem Ganzen gelebt noch, da haben wir Erdäpfeln anbauen können, ist ein großer Garten gewesen“* (B19B, 62-64). Viele sind in die Gartenarbeit von klein auf wie hineingewachsen. *„Die Gartenarbeit, das haben wir daheim schon alleweil einen Garten gehabt mit Gemüse und das alles, hab ich alleweil alles mitgemacht, jaja“* (B16D, 111-122).

Ein Großteil der Interviewpartner*innen hatte ein Einfamilienhaus mit einem Garten dazu, vereinzelt gab es Schrebergartenbesitzer*innen. Auch Personen, die „nur“ in einer Wohnung lebten, wie Frau Maria Betel, und nicht so viele Möglichkeiten zum Gärtnern hatten, waren Blumen und Bäume sehr wichtig. *„Ich hab (...) z' Haus immer gehabt Topfpflanzen und am Balkon hab ich immer gehabt vier Kisterln hängen, das hab ich immer geliebt, ja“* (B18B, 60-70). Frau Gisela Langbauer, die Hausbesorgerin war, erzählt von ihren vielgelobten Blumen an den Fenstern. *„Da hab ich jedes Fenster mit Kistel gehabt und wunderbar, haben sie immer gesagt: ‚Mah, so schene Blumen.‘ Ja ich hab sie auch schön gepflegt immer, gegossen, gedüngt und ausbrockt alle zweiten Tag“* (B23B, 208). Frau Gisela Bauer, die in einer Wohnung in einer städtischen Wohnhausanlage wohnte, erzählt eindrucksvoll von der Beziehung zu einem Baum vor ihrem Fenster, der dann jedoch gefällt wurde.

*Und das war so ein Ahornbaum, der war **so** schön, wenn der im Frühjahr ((lacht leise)), da bin ich immer beim Fenster gestanden, dem hab ich direkt zugeschaut. Wenn der ausgetrieben hat, das war wie eine Rose, ist das so schön, **aah**, das war so, da hab ich immer gesagt: ‚Jetzt hob i wieder dem Bam zuagschaut.‘ Da bin ich eine ganze Stunde oft ...*

I: Naa wirklich wahr?

GB: Das, das hat mir so, der war so schön, und den haben sie müssen weg, weil sie das Haus renoviert haben, weil das alles zuwa is. Haben sie ihn komplett weg.

I: Mmm, aber das war dann auch traurig für Sie, oder?

GB: Das war für uns traurig, weil wir ja dann, wir haben da gar keinen Schatten gehabt, die Sonne, ich hab den ganzen Tag die Sonne gehabt dort (B12D, 194-204).

Konkrete biografische Erfahrungen im Umgang mit Pflanzen

Die Gartengestaltung, was als schön, wichtig oder praktisch empfunden wird, variiert bei den Interviewpartner*innen. Die Bandbreite ist sehr hoch, von der Naturgärtnerin, die den Wert ganz unterschiedlicher Pflanzen schätzt, wie z.B. der Brennnessel, bis hin zu jener, der auch im Garten Ordnung wichtig ist, wie Frau Franzi Seitz: „Wir haben schon jedes Unkraut rausgestochen“ (B1C, 38).

Was den Erzählungen gemein ist, ist die langjährige Erfahrung im Umgang mit Pflanzen, aus der viel an Erfahrungswissen resultiert. Einerseits sind viele als Kind schon in die Gartenarbeit hineingewachsen, andererseits wird auch beschrieben, wie sie die Natur beobachteten und „mit den Pflanzen in Verbindung“ (B27A, 92-94) waren sowie einiges ausprobierten. „Man lebt ja mit der Natur mit, net? Hat man geschaut, **kommt** das wieder, vielleicht muss man irgendwas machen, weiß **ich**, anhäufeln oder so, und dann geht das wieder, oder auch nicht. Nächstes Jahr probiert man's noch einmal und dann gelingt's vielleicht. ((lacht leise))“ (B24B, 114-126).

Als erstes wird auf die Erfahrungen mit Blumen und blühenden Sträucher eingegangen, des Weiteren auf den Gemüse- und Kräuternbau und den Obstbau sowie die Schädlingsbekämpfung. Über Bäume, Sträucher und Gras mähen wurde weniger gesprochen. Bei diesem Typ handelt es sich vor allem um Frauen. Eine Lesart wäre, dass dies die typisch männlichen Tätigkeiten im Garten sind. Dazu würde auch Frau Helga Thiers Aussage passen, dass sie wirklich „alles“ im Garten gemacht hat und diese Extratätigkeiten auch erwähnt. „Ich hab alles vom Gras mähen, Bäume hab ich, also Sträucher hab ich geschnitten, alles“ (B28A, 7-23).

Blumen und blühende Sträucher:

Frau Theresia Kogler, deren Erzählung ein sehr differenziertes botanisches Erfahrungswissen aufweist, erzählt, wie sie das Weiterziehen von Pflanzen schon von ihrer Großmutter gelernt hat, „die hat die Blumen abgeschnitten und dann in die Erd' gsteckt und ding und das hat zum Wachsen angefangen ((lacht))“ (B4C, 99-101). Bei verschiedensten Pflanzen ist es ihr gelungen, diese zu vermehren, z.B. auch Jasmin oder Schneeball. Auch mit unterschiedlichen Bodenbedingungen konnte sie gut umgehen. „Es war kein guter Boden, aber man hat's schon, wenn man ein bisschen geschaut hat drauf, auch wieder was rauskriegt. Tagetes, die hab ich so ... angestreut, das schaut nicht weiß **ich** intelligent aus, aber sie haben geblüht“ (B4C, 125).

Das Selberziehen von Blumen war auch eine finanzielle Notwendigkeit, wie das Frau Hannelore Lutz beschreibt.

„Ich hab die Hausfassade geschmückt gehabt mit Blumen, a Kistel vor den Fenstern und (...) es ist ja alles so teuer gewesen, was die Blumen sind, und da hab ich meistens geschaut, die Fleißige Wienerin, die hab ich selber züchten können, weil das ist nicht so schwer, und zwischendurch halt immer einen Asparagus, das war schön“ (B20B, 99-111).

Das Weiterziehen von Freiland- und Zimmerpflanzen hat aber auch eine gewisse Selbstverständlichkeit. „Naja, und so legt man halt immer einen Ableger ab, und den schenkt man dann wieder weiter, so soll es ja sein, dass die Leute das weiter pflegen“ (B24B, 35-50).

Neben den Ablegern wird auch der Samen gesammelt oder man lässt die Pflanzen solange stehen, bis sie auf natürliche Weise aussamen, sodass diese im darauffolgenden Jahr wieder aufgehen. *„Wir haben den Samen dann gleich eingearbeitet immer im Herbst, und dann sind sie halt gekommen, und dann hat man sie umgesetzt und natürlich hat's eine Arbeit gegeben, aber das ... Man hat auch viel Freude“* (B24B, 136-149).

Gemüse- und Kräuteraanbau

Es werden einige Gemüse- und Kräuterarten aufgezählt, die angebaut wurden. *„Wir haben zu Haus alles gehabt, ja. Die ganzen, also alles was man für einen Haushalt, einen Zeller, Petersilie und Gurken und Paradeiser, alles“* (B24B, 114-126). In den Erzählungen wird deutlich, wie praktisch das war, und es zeigt sich immer wieder auch ein gewisser Stolz. *„Ich hab sogar Salat angebaut, so feste starke Häupeln hab ich oft einmal gehabt, also dass ich sie verkauft hab. ((lacht))“* (B3C, 207-215). Frau Margaretha Fuchs erzählt, wie selbst im Herbst bei ihr alles wie im Frühling gegrünt hat. *„Da ist der Bauer gekommen, erst im September war das, und da ist er beim Türl (...) hineingegangen, hat er gesagt: ‚Bei Ihnen schaut's ja aus wie im Frühling‘, hat er gesagt. Weil da hab ich schon neben dem Weg, da hab ich schon wieder den Spinat angebaut gehabt“* (B6C, 69).

Frau Theresia Kogler weiß, dass man sich gerade beim Gemüseanbau mit Schädlingen und Pflanzenkrankheiten auseinandersetzen muss und gibt bezüglich der Bepflanzung von Hochbeeten mit Gemüse im PBZ den Tipp, auf die richtige Pflanzenauswahl zu achten. *„Wenn man da so irgendwie Gemüse anbaut, dann muss man immer schon auch achten, dass es halt kein Ungeziefer hat“* (B4C, 222-241).

Obstbau

Gerade der Weinbau hat in der Region Tradition. Frau Karolina Steinwender erzählt, wie sie mit ihrem Mann einen Weingarten anlegte. *„Wir haben ganz frisch angefangen, wir haben das gerodet, wir haben die Erde zwei Meter tief umgegraben, und eben dann die Stockerl gesetzt, das war schon viel Arbeit“* (B9D, 82). Es wird ausgeführt, welche Arbeiten notwendig sind, damit die Weinstöcke gut gedeihen. *„Und dass der im Frühjahr geschnitten muss werden, dann wartet man, bis dass er antreibt, dann tamma'n eini in den Draht, damit er schön in die Höh wächst, eigentlich nix Besonderes. Und dass man ihn spritzen muss“* (B9D, 58-60).

Weitere Obstsorten und Obstgehölze finden Erwähnung. *„Und dann Erdbeeren, was man halt so gern hat, und Johannisbeeren, die Sträucher, Ribiseln halt, schwarze, rote, weiße“* ((lacht))“ (B5C, 70-79). Mit Ribiseln verbindet Frau Maria Kopf viel Arbeit: *„Na und dann auch die Arbeit ist unendlich, (...) und im Frühjahr muss man sie sehr gut pflegen und übern Sommer gut gießen und aufbinden und alles“* (B24B, 136-149).

Pflanzenschutz

Pflanzen zu haben bedeutet auch sich mit Pflanzenkrankheiten und Schädlingen auseinanderzusetzen, insbesondere im Gemüseanbau. Das war zwar nicht durchgehendes Thema in den Erzählungen, fand aber auch Erwähnung. So wurden u.a. Schnecken bekämpft. Frau Hannelore Lutz hat *„einen Zwicker gehabt, (...) mit dem hab ich sie [die Schnecken] schon gefangen und hab in einen großen Topf Salz hineingegeben und ein Wasser“* (B20B, 99-111). Des Weiteren hat sie *„rundum ein Bandl gegeben, damit die Schnecken nicht hinaufkönnen. Man sollte es nicht für möglich halten, oft hab ich oben auch eine gefunden“* (B20B, 179-181).

Bezüglich der Ausbringung von Pflanzenschutzmitteln, umgangssprachlich „Giftspritzen“ genannt, hat diese Alterskohorte erlebt, dass ein Umdenken stattgefunden hat, insbesondere

im Weinbau. „Das wird aber jetzt alles von der EU angeschafft, womit wir spritzen dürfen. Früher haben die Leute viel mit Kupfer, wenn Sie gesehen haben die Weingärten, so blau angespritzt“ (B9D, 58-60).

Pflanzen im PBZ: Gartennutzung, Beobachten und Freude

Für die Bewohner*innen des Typ 1 haben die Bepflanzungen der PBZ einerseits Bedeutung für die Nutzung des Gartens und der Terrasse. Andererseits stellen die vorhandenen Pflanzen eine bedeutsame Alltagsbeschäftigung dar, indem diese genau beobachtet werden, was zumeist mit Freude verbunden ist. Das betrifft sowohl die Pflanzen in den Gebäuden als auch in den Außenbereichen. „Da freu ich mich über jede Blume, was frisch aufblüht oder wenn sie was setzen. Da geh ich dann nachschauen, wie weit was schon gewachsen ist, da bin ich wie ein kleines Kind“ (Rosemarie Vante, B7C, 36-40). Eine einzige Frau dieses Typs sagt, dass es ihr völlig egal sei, ob das PBZ bepflanzt ist oder nicht und doch geht auch aus ihrer Erzählung, wie aus den Erzählungen der anderen, hervor, wie genau sie die einzelnen Pflanzen, die im Gebäude sind, beobachtet. „Ist eine Orchidee mit zwei Blüten, wenn S' da vieri gehen, die hat **niemand** angeschaut, hie und da is' gegossen worden wahrscheinlich, zwei Blich' hat sie schon und da kommen noch ein paar nach. Die brauchen nicht viel“ (B6C, 261-267). Auch vom Fenster aus wird der Garten beobachtet.

„Und schau S', da hab ich, ((steht auf und dreht sich/geht zum Fenster)) Der Strauch da, der blüht ganz weiß im Frühjahr, //schön mhm// und dann da drüben, vom Garten herüber, haben wir eine Heckenrose, die blüht dann später in Rot, (...) ist wunderschön, ja. Und da hinten haben wir dann einen Baum, der ist wieder alles gelb, da das, der ist a bissel zu weit hinten, aber den seh ich auch noch vom Fenster aus, ja. Und jetzt haben sie da ein paar neue Bäume eingesetzt, weil es sind ein paar ausgetrocknet“ (B23B, 82-86).

Es ist Häuser unspezifisch, ob die Personen mit der Begrünung im PBZ zufrieden sind, sie als schön oder verbesserungswürdig einstufen, sie als ausreichend empfinden oder gerne noch mehr Grün hätten. Es variieren auch die Ansichten der Personen im selben Haus. Dennoch wird die Aussicht auf mehr Pflanzen im Rahmen des Projekts Großteils positiv aufgenommen. So antwortet Frau Hannelore Lutz auf die Frage, ob sie sich mehr Pflanzen im PBZ vorstellen könnte: „Könnt man schon mehr machen, könnt man schon mehr machen, net?“ (B20B, 92-93).

Wie bereits erwähnt, ist es für die Personen wichtig, in den Garten oder auf die Terrasse zu gehen. „Ja da unten ist eh ein schöner Garten, da fahren wir eh öfters hinunter, da ist es auch recht schön“ (B27A, 24-26). Frau Barbara Schuh benützt wie einige andere den Plural („wir“), wenn sie vom Garten spricht: „Ja, im Sommer sind wir viel unten wieder“ (B16D, 55-60), was darauf hinweist, dass der Garten auch ein Ort der sozialen Zusammenkunft ist oder ein Ort, an dem man gemeinsam hingehet. Frau Barbara Schuh ist auf Hilfe angewiesen, um in den Garten zu kommen, „sind eh alleweil welche da, die einen hinausführen“ (B16D, 55-60). Wichtig sind die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen, die die Bewohner*innen u.a. ins Freie begleiten. „Weil die Schwestern haben ja keine Zeit. (...) Ich hab eine Bekannte, (...) die ist auch bei den Ehrenamtlichen (...). Und die kommt jeden Montag zu mir, also das ist meine persönliche Betreuerin“ (B28A, 151-157). Frau Hildegard Fritz verbringt im Sommer viel Zeit auf der Terrasse. „Da sitz ich den ganzen Sommer draußen“ (B19B, 13-56). Auch organisierte Aktivitäten finden zur warmen Jahreszeit zum Teil draußen statt. „Wir haben zwei so Platanen da hinten und da sind Bankerl und da tun wir, wenn's heiß ist, turnen draußen auch oder irgend so Ball spielen und so. Ich sag ja, die machen ja sehr viel für uns, ja“ (B23B, 31-38).

Eigene Zimmerpflanzen im PBZ haben

Mehr als die Hälfte der Personen dieses Typs haben Pflanzen in ihren Zimmern. Bei Frau Theresia Kogler, über 90-jährig, für die Pflanzen immer einen sehr hohen Stellwert hatten, zeigt sich das auch in der Gestaltung ihres Zimmers, indem auch das Interviewgespräch stattfand. Dort standen ein Blumenstrauß und auch viele andere blühende und grüne Topfpflanzen, die sie Großteils selbst gezogen hatte. Ihre Kinder unterstützen sie dabei, indem sie ihr Zubehör (z.B. Erde, Dünger) bringen, gepflegt werden die Pflanzen aber von ihr selbst. Sie führt aus, auf was zu achten ist: „Weil zu viel darfst sie nicht gießen, zu wenig, das ist eben das Geheimnis. Weil allweil sagen: ‚Du host eh ka Oarbeit mit de Bleamerln‘ (...). Aber das stimmt nicht ganz, man muss sie schon immer unter Kontrolle haben“ (B4C, 38-51). Neben dem Gießen achtet sie auch auf die Zimmertemperatur, die für die entsprechenden Pflanzen passen muss. Herr Josef Lang betreut auch Pflanzen, die andere wegschmeißen, „wissen S' eh, Orchiden wenn eine wo weggeschmissen wird“ oder zieht Pflanzen auch weiter, „ich tu auch wieder Ableger wo schau dass ich krieg“ (B14D, 8-16).

Nicht bei allen spiegelt sich die biografische Pflanzenaffinität in der Zimmergestaltung. Vielfach handelt es sich bei den Pflanzen in den Zimmern um Geschenke. Für Frau Karolina Steinwender sind Pflanzen auch aus finanziellen Gründen willkommene Geschenke.

„Ich hab a Freud, wenn s' ma's [die Pflanzen] bringen. (...) Alles Geschenke, weil das Bissel, was mir bleibt, ich hab ja nur die Mindestrente, und, ja, Stufe 3, da bleibt ma dann a wengl was, und das muss ich mir einteilen, weil ich brauch ja Zahnpasta, ich brauch was zum Waschen, a Lotion oder irgendetwas. Ja“ (B9D, 36-46).

Manche hätten mehr Pflanzen im Zimmer, wenn sie generell mehr Platz hätten. „Weil der Platz ist nicht, net? Aber, ja, ich find das ist, eine Blume belebt das irgendwie“ (Helga Thier, B28A, 5-7).

Mehr Pflanzen im Zimmer zu haben würde für viele auch bedeuten mehr auf Hilfe anderer angewiesen zu sein. Angesichts der Personalknappheit möchten sie um die Hilfe bei der Pflanzenpflege nicht bitten. Stattdessen entwickeln sie lieber ein gewisses Geschick, um die wenigen Pflanzen, die sie im Zimmer haben, selbst versorgen zu können, wie folgender Dialog mit Frau Barbara Schuh, die einen Rollstuhl benötigt, zeigt:

BS: Ja, weil da muss ich mir das Wasser holen und, eh da im Bad drin, aber trotzdem.

I: Ah das schaffen Sie mit'n Rollstuhl?

BS: Ja, ja, das stell ich mir da her. ((lacht))

I: Ah ja, dass Sie sich nicht anschütten und so, das ist ja ...

BS: Ich füll mir's eh net so an.

I: Ja, ja, ja, ja.

BS: Naa aber das passt dann schon (B16D, 23-42).

Individuelle Initiativen

Vereinzelt werden Personen von sich aus aktiv und gehen mit ihren Ideen und Wünschen auf bestimmte angestellte Personen im PBZ zu.

„Aber ich hab nur gesagt letztens zur Schwester, ich möcht im Frühjahr Sonnenblumen anbauen, weil neben dem Gang, wo links und rechts betoniert ist, könnte man ruhig links und rechts ein paar Sonnenblumen, //mhm// weil die blühen schön, und das kostet nicht viel, //ja mhm // und gießen tut sie bald wer, na? Ja. Hat sie gesagt: ‚Des moch ma.‘“ (B23B, 198-200).

Frau Maria Kopf erzählt, wie sie mit dem Gärtner des PBZ kooperiert:

„Der Gärtner, der da arbeitet (...), und hab ich gesagt, ich hätte das Salettl da gern hergerichtet, weil wenn oben das Efeu wieder, hat man müssen ja zurückschneiden, weil das war ja alles verwildert und abgedörnt und, hab ich gesagt, das ghörert halt weggeschnitten, hat er gesagt, er wird das machen. Also mit dem hab ich mich ganz gut verstanden. Wenn ich was wollen hab, hab ich es ihm gesagt und hat er gesagt: ‚Naja, das macht ma so und so und‘, und er hat auch gewisse Sachen halt dann gemacht und mir hingelegt, dass ich fertig machen kann oder anfangen, war ganz nett“ (B24B, 84-86).

Frau Hedwig Koller kümmert sich um den Garten in einem PBZ, wie wenn es ihr eigener wäre und strebt nicht danach, mit anderen Bewohner*innen zusammenzuarbeiten.

*HK: Unten wären Primerl und so kleines Zeug, das gehört gedüngt. [...] geh ich halt in die Kanzlei und sag, sie sollen mir einen Dünger bringen. Dann mach ich das auch, net?
I: Mhm. Sie kümmern sich um alle Pflanzen da immer, Sie machen das jeden Tag, mhm.
HK: Ja, wenn ich vorbeigeh und seh verblühte, brock ich's schon ab und tu säen, weil irgendwas wird schon aufgehen, wenn's regnet (B29A, 4-9).*

Zu einer ihrer Tätigkeiten zählt auch das Schneiden des Lavendels, aus dem sie dann Säckchen gegen Motten macht. Auf die Frage, ob ihr bei der Gartenarbeit jemand hilft und ob sie es gerne macht, antwortet sie: *„Ich mach's so, so wie's gehört, und wenn ich da wen hab, die das nicht verstehen, da hab ich mehr Ärger“ (B29A, 15-31).*

Frau Margaretha Fuchs verarbeitet Johanniskraut aus dem PBZ zu einer Tinktur.

*„Ich hab gesagt, den Misthaufen dürfen sie mir nicht wegräumen, (...) das ist so ein Eck, von dem Zaun da drüben, und da das, da liegt so viel Klumpert, und da seh ich ein **Johanniskraut**, wie ich hergekommen bin, das erste Jahr, und dort hab ich es mir das erste Jahr geholt, (...), und voriges Jahr hab ich mir ja **viel** gemacht, zum Einreiben“ (B6C, 115-135).*

Gemeinschaftliches Gärtnern im PBZ

Die Haltung zum gemeinschaftlichen Gärtnern ist unterschiedlich unter den Bewohner*innen. Ein Teil dieses Typs äußert kein Interesse an gemeinschaftlichen Pflanzaktionen, während sich andere es sehr wünschen würden, wenn es die entsprechenden Rahmenbedingungen und Unterstützung dafür geben würde. Im Folgenden werden die unterschiedlichen Sichtweisen und persönlichen Haltungen dieses Typs zum Thema gemeinschaftliches Gärtnern im PBZ als zwei Subtypen dargestellt.

Subtyp 1: Zwischen nicht mehr können und kein Interesse am gemeinsamen Gärtnern

Durch die körperliche Gebrechlichkeit ist es aus der Sicht dieser Gruppe nicht mehr möglich und vorstellbar an gemeinschaftlichen Pflanzaktionen mitzumachen. *„Naja, nein, kann ich nimmermehr. Geht nimmer, das geht nimmer, nein. Leider. ((lacht))“ (B14D, 115-116)*, bedauert Herr Josef Lang. Häufig sind es Probleme mit dem Rücken und dem Bewegungsapparat, die als Gründe angegeben werden. *„Das geht da gar nicht, es sind eh zwei Gärtner da, naa das, das ginge nicht, weil da könnt ich mich nicht bücken, das geht nicht, nein, das geht nicht“ (B20B, 150-151).* Hinweise auf Hochbeete und andere Unterstützungsmöglichkeiten werden von dieser Gruppe nicht angenommen. Es erscheint so, wie eingangs im Kapitel zu „Endlichkeit“ beschrieben, dass sie dabei sind, mit gewissen bedeutsamen Themen und Tätigkeiten abzuschließen. Sie beobachten auch an sich, dass z.B. Tätigkeiten, die im Vorjahr noch möglich

waren, sie nun nicht mehr ausführen können. „Unten [im Garten] hab ich mit meiner Tochter schon das, das Verblühte abgeschnitten, das hab ich voriges Jahr noch können, heuer kann ich das nimmer, das ist mir schon zu schwer“ (B22B, 96-100). Aufgrund dessen möchte Frau Waltraud Hocheder auch keine Verpflichtung für das PBZ übernehmen: „Ja, ich kann's einfach nicht mehr. Und ich kann nichts versprechen, was ich dann nicht halten kann“ (B22B, 100). Frau Anna Hofer ist im Alter erblindet und kann sich nicht mehr vorstellen, dass sie die Pflanzen mit ihren anderen Sinnen erfassen kann. „Was soll ich machen, wenn ich's nicht seh“ (B8C, 21-28). Auf die Frage, ob sie die Pflanzen gerne angreifen und spüren würde, antwortet sie: „Nein, ich greif's nicht an, nein nein, ich greif's nicht an. Nein“ (B8C, 21-28). Sie erklärt an anderer Stelle noch einmal, „wenn man nix sieht, das, nein, das bringt mir wirklich gar nix“ (Anna Hofer, B8C, 70). Die Frage nach dem Riechen beantwortet sie so: „Ja na riechen, wenn so wie eine Nelke oder was, das tät ich schon ganz gern riechen, aber ich komm ja nicht zu so was mehr“ (B8C, 61-72). Frau Theresia Kogler versteht sich in der Generationenfolge auch nicht mehr als zuständig: „Das traue ich mich nimmermehr, ich bin schon zu alt (...), es kostet eben a bissel a Arbeit auch (...). Weil man soll ja eigentlich die Jungen wieder leben lassen“ (B4C, 348-351).

Verglichen mit ihrem früheren Garten, ist das Gärtnern im PBZ für Frau Margaretha Fuchs kein richtiges Gärtnern mehr. „Aber ich tu da nicht mit (...). Naa das, ich kann mir das nicht vorstellen, naa“ (B6C, 152,161).

Viele von ihnen haben ihre Zimmerpflanzen, um die sie sich kümmern. Das scheint als aktive Pflanzenpflege auch ausreichend zu sein, v.a. aber erlaubt es ihnen, wie früher zumeist auch, in Eigenregie ihre Pflanzen zu betreuen. Aufgrund ihrer Kompetenz und ihres reichen Erfahrungswissens sind viele auch nicht bereit bzw. können sich nicht vorstellen, mit anderen gemeinsam z.B. ein Hochbeet zu bewirtschaften. Frau Margaretha Fuchs, die ihr Zimmer in nächster Nähe zu Frau Theresia Kogler hat, deren Zimmer voller blühender und grüner Topfpflanzen ist, erklärt den Vorteil der Pflanzenpflege in Einzelverantwortung. „Das muss einer so wie bei der Frau Kogler, die macht sich ihre Pflanzen selber, die macht sich das immer selber, also das ist super, net? Aber wenn das draußen wo standert und da täten fünf andere mitpfuschen, wär des nix mehr“ (B6C, 191-197). Die Einstellung, dass es nicht gut ist, wenn sich mehrere um dieselben Pflanzen kümmern, ist bei diesem Subtyp sehr verbreitet. Frau Hedwig Koller hat bereits ein Hochbeet in einem PBZ nach ihren Vorstellungen bepflanzt und ist nicht zufrieden, was andere gesetzt haben. „Ja das Hochbeet da unten, da hab ich, was hab ich denn da eingesetzt? Und dann haben sie, über meine Pflanzen haben sie so, so Langhalserte, und die sind nicht zum Ausrotten. Die bringt man nimmer weg. Aber denen macht das nix“ (B29A, 59-63).

Auch wenn bei einigen Stolz mitgeschwungen ist, als sie von ihren schönen und reichhaltigen Gärten von früher erzählt haben, können sie sich auch nicht vorstellen, dieses Erfahrungswissen, das sie in ihrem Leben erworben haben, einzubringen. Einerseits, da ihnen dieses Wissen als selbstverständlich erscheint, die meisten sind ins Gärtnern sozusagen hineingewachsen, andererseits sehen sie sich nicht in dieser Rolle. Frau Margaretha Fuchs antwortet auf die Frage, ob sie nicht ihr Erfahrungswissen gerne weitergeben möchte: „Naa weil es sind eh (...) alle gscheit. ((lacht)) Ich bin keine, die anderen irgendwas sagt oder so, so naja, weil da hab ich auch schon meine Erfahrungen“ (B6C, 182-189).

Subtyp 2: Interesse am gemeinsamen Gärtnern oder Pflanzenpflege für das PBZ

Für diesen Subtyp ist die Vorstellung des gemeinsamen Gärtnerns sehr positiv konnotiert. Für Frau Gisela Langbauer wäre das Mitwirken eine Selbstverständlichkeit. „Ja na sicher, ich bin

überall dabei. (beide lachen)“ (B23B, 298). Frau Lucia Strobl erzählt, dass sie bereits eine Gruppe sind, die gärtner. Sie identifiziert sich sehr mit dem PBZ und empfindet sich sehr stark als Teil davon. „Und wir sind auch wirklich ganz a schöne Einheit, was immer so a bissel zusammentut, na?“ (B25A, 108-112).

Frau Barbara Schuh würde *„zumindestens a bissel gießen oder (...) Grünzeug, also Unkraut ausrupfen“ (B16D, 142-156). Sie nimmt es auch sehr gelassen, was angebaut wird:*

BS: Ist alles schön, ob's Blumen sind oder das Gemüse und alles, na?

I: Ich find das Gemüse auch recht schön, ja, ja.

BS: Es ist alles schön, weil man freut sich ja, wenn's, wenn man sieht, es wächst. Net?

I: Ja, jaja.

BS: Da freut man sich dann ja trotzdem, na? Wenn's auch nicht mir gehört oder was weiß ich, na es ist ...

I: Aber wenn da irgendwer was organisierert, könnten Sie sich vorstellen, dass ...

BS: ... dass i a weng mit tua, ja, ja (B16D, 142-156).

Frau Rosemarie Vante klagt zwar, dass ihr die Kräfte fehlen, würde aber die Pflanzen beobachten und melden, wenn sie z.B. zu trocken haben. *„Meine Kräfte sind halt nimmer, aber ich würde schon nachschauen gehen. (...). Und eventuell sagen, dass das gegossen gehört, wenn sie vergessen haben oder es schaut niemand nach“ (B7C, 240-242).*

In einem PBZ gab es früher mehr Beteiligungsmöglichkeiten bei der Gartenarbeit, was jetzt nach Ansicht von Frau Hildegard Fritz nicht mehr möglich ist, da die Arbeiten von einem Gärtner übernommen worden sind. Sie würde jedoch gerne helfen, wenn dies ermöglicht würde.

HF: Früher hab ich alleweil, oder wenn was war, dann war ich schon dabei immer, einsetzen und dann die, da haben wir so einen mit so Pflanzen, also Würzpflanzen, haben wir angebaut dort hinten gehabt, da war ich auch dabei, aber das ist alles jetzt schon //so Kräuter oder wie?// nimmermehr.

I: Mhm. Und würden Sie gern wieder mehr (...) da a bissel mithelfen?

HF: Ja da, ich tät schon helfen, ja, aber es ist nix mehr jetzt (B19B, 136-151).

Im selben PBZ gießt eine Bewohnerin die Topfpflanzen in den Allgemeinbereichen eines Stockwerks. *„Und dann sind ein paar Blumen da eben, und da hab ich gesagt, die tu ich gießen und das halt anschauen, dass nix passiert“ (B20B, 66-72).*

Körperliche Gebrechlichkeit wird nicht als Begründung herangezogen, nicht mehr mitwirken zu können, sondern als Grund, Unterstützung zu benötigen, um beim Gärtner dabei sein zu können. Während des Interviewgesprächs wurden den Bewohner*innen u.a. Bilder von Hochbeeten gezeigt. Für Frau Karolina Steinwender bot dies den Anlass, sich das Gärtner sehr konkret vorzustellen.

KS: Ja, so was kann ich mir vorstellen.

I: Und da kann man dann eben auch Gemüse, Blumen oder ...

KS: Ja, ja.

I: Würd Ihnen so was Freude machen?

KS: Oja.

I: Ja?

KS: Ja, ja.

I: Ja? Da a bissel herum ...

KS: Ist so a bissel a Abwechslung, wissen Sie?

I: Eine Abwechslung, ja, ja. (...)

KS: Ja ich brauch zum Beispiel jemanden, der mir dann ein Wasser mit der Kanne herbringt, weil das kann ich nicht. Ich fahr mit dem Rollstuhl, ich fahr überall [ja ...], aber da brauch ich überall die Hände dazu.

I: Ja, jaja, jaja, und dann braucherten S' wen, der Ihnen ...

KS: Ja und da brauch ich wen, der mir das zuwistellt, wenn er mir's nur hinstellt und wieder geht, ist mir schon geholfen.

I: Ja, ja, ja, ja. Und ah, weil wir haben so Ideen, wär das dann auch was, was Sie gern zwischendurch im Alltag machen würden, //ja// oder lieber so ein Programmpunkt, so jetzt ist eine Gruppe beinander, die jetzt gärtner geht.

KS: Ja wenn's, wenn wir mehr sind, dann ist das schon interessanter, weil man kann zusammenreden und so und [...]

I: Ja, ja, dann ist es eine Gemeinschaftsaktion, ja, ja.

KS: Ja.

I: Und ahm, was würden Sie da reimpflanzen? Hätten Sie da Vorlieben?

KS: Ja, ich tät einmal Radieschen, //Radieschen ja// die einmal hinein, Salat nicht, weil wir können uns ja nix anmachen, das haben wir eh alles, aber so, was man halt so, wissen S', Radieschen – ja, eigentlich dann gar nix. Blumen tät ich mir dann auch hinein, ja.

(...)

KS: Zwiebeln, dass man das hineinsteckt und dann, dass man warten kann.

I: Dass man s' beobachten kann a bissel, ja.

KS: Wenn's austreibt (B9D, 100-132).

Auch für Frau Helga Thier, die einen Rollstuhl benützt, ist eine Beteiligung vorstellbar. „Die Hände sind ja Gott sei Dank in Ordnung, (...), dass ich sag, ja, irgendwie leichte Ding, bin ich gern bereit, dass ich mitarbeit oder was, also hätt ich kein Problem, net, also jederzeit, wenn's meine Zeit erlaubt. ((lacht))“ (B28A, 72-79).

Interesse an mehr Grün im PBZ, aber Skepsis aufgrund der Rahmenbedingungen

Generell würden die Personen dieses Typs mehr Grün im PBZ begrüßen, nur stehen sie der Realisierung über weite Strecken skeptisch gegenüber. Die Skepsis betrifft v.a. die Frage, wer die Pflanzenpflege übernimmt, da ohnehin beobachtet wird, dass das Personal, v.a. das Pflegepersonal, sehr überlastet ist. Bezüglich der Gestaltung und Organisation des PBZ nehmen sich die Bewohner*innen auch nicht als wirkmächtig wahr, wie das Herr Josef Lang formuliert. „Man hat ja als kleiner Mann hat man ja nix z' reden, net? ((lacht)) (...). Das bestimmen ja andere, wenn was gemacht wird, na, das ist klar“ (B14D, 204-206).

Wer übernimmt die Pflanzenpflege?

In allen PBZ wird von den Bewohner*innen wertschätzend über das Pflegepersonal gesprochen.

„Die müssen sehr viel arbeiten. Wenn man das dann sieht erst, was **die** leisten, ja wundert mich nicht, wenn einer nach'n andern krank wird, das Heben von den Kranken und von sieben bis sieben haben sie Dienst, jetzt ist es oft schon halb acht und die können nicht weggehen, weil sie nicht fertig werden“ (B20B, 117-129)

Ein erheblicher Personalmangel wird wahrgenommen. „Wir sind mindestens um zwei Drittel zu wenig Personal“ (B1C, 192), sagt Frau Franzi Seitz, die mit dieser Aussage die Perspektive des Pflegepersonals einnimmt. So ist es für die meisten Bewohner*innen wichtig, dass zusätzliche Pflanzen im PBZ nicht zusätzliche Arbeit für das Pflegepersonal bedeuten darf.

Da die Personen dieses Typs sehr erfahren mit Pflanzen sind, ist für sie sehr klar, dass mehr Pflanzen mehr Arbeit bedeutet und mehr Pflanzen nur Sinn machen, wenn diese auch gepflegt werden. „Naja, das muss auch gepflegt werden, so etwas“ (B5C, 141-145), wie das Frau Erika Redl feststellt. „Weil es ist schad, wenn das irgendwie dann verkommt und nicht gepflegt ist“ (B28A, 47-71).

Es gibt Überlegungen und skeptische Anmerkungen, wer dies übernehmen könnte. „Es gehört ein Gärtner her. (...). Ja, **mühen** tun sie [Hausarbeiter], ja das ist eh gut, aber sonst haben sie keine Zeit zu so was“ (B23B, 178-188). Die Bewohner*innen sind Großteils nicht mehr in der Lage und doch gibt es einzelne Bewohner*innen, die auch Aufgaben übernehmen.

„Ja das ist, wer's dann macht, na? Weil die Bewohner (...) ältere Leute ein Großteil und Pflegebedürftige, net? (...). Da ist auch ein Herr, der hat neben mir das Zimmer, //ja// und der tut immer die Pflanzen da gießen, na? (...). Der ist auch jünger wie ich, na, //mhm// und wie gesagt, der schaut sich a bisschen um das, //mhm mhm mhm// dass die Pflanzen was, Feuchtigkeit haben, sonst gangerten s' ja auch zugrunde“ (B14D, 124-126).

Es wird auch die Erfahrung gemacht, dass es immer wieder Ideen und Projekte gibt, die dann aber im Sand verlaufen, da es niemanden gibt, der längerfristig zuständig ist. Auch die Beteiligungsmöglichkeiten sind nicht immer ganz klar.

„Jetzt haben sie voriges Jahr eh zwei Kisten, aufgestellt **haben** sie s' ja, (...), der **eine** steht da vorn, da ist ein bisschen drin, und einer steht noch, ist noch leer, da haben sie jetzt schon endlich einmal hineingehaut so Prügeln und so, weil da kommt dann a Erdn drauf. Und ich weiß es ja nicht, (...) wer soll denn das von den Heimbewohnern, wer interessiert sich dafür?“ (B6C, 153).

Frau Waltraud Hocheder erzählt von zwei Schulprojekten, die nicht weiterverfolgt werden.

WH: Na wir haben da so a rechteckiges [Beet], in Stufen, mit den Kindern gemacht und das haben sie jetzt auch weggegeben, (...). Wenn das nicht gepflegt wird, bringt's nix.

I: Mhm. Also ich merk irgendwie, auch jetzt, was die anderen erzählen, es ist, wird immer wieder was probiert, aber ...

WH: Ja, die Freiwilligen, die Freiwilligen, die probieren, aber Freitag, Samstag, Sonntag, wenn niemand da ist, und die Sonne brennt runter, ist es aus.

I: Ja.

WH: Ich hab das, voriges Jahr hab ich das noch gegossen, ich **kann's** einfach nimmer.

I: Ja.

WH: Der Schlauch, der ist so schwer, //okay// das, das hat keinen Sinn. Weil **dann** fall ich, und das zahlt sich nicht aus.

(...)

WH: Jetzt haben wir eh das von den Schülern, haben wir dieses ah Steinprojekt da mit den verschiedenen Gemüse, Gewürze und so Zeug, das ist das zweite Jahr, das ist ganz vorne.

I: Ah muss ich dann schauen, mhm. Und das haben sie mit der Schule gemein- ...

WH: Ja ge-, ja das ist ja auch so ein Projekt gewesen, na?

I: Ja.

WH: Aber es wird auch nicht ...

I: Waren Sie da dabei auch oder haben Sie's nur beobachtet?

WH: Ja Beobachtung, wir waren halt unten und haben zugeschaut, wie er halt gearbeitet hat. (B22B, 384-404).

Platzproblem

Die Bewohner*innen müssen sich den Platz im Zimmer gut einteilen. Manche entscheiden sich aus Platzgründen für weniger Pflanzen im Zimmer, obwohl ihnen mehr gefallen würden. So stellt Frau Karolina Steinwender z.B. eine blühende Zimmerpflanze in den Gangbereich, da sie im Zimmer keinen Platz hat.

*KS: Ich hab dafür den Blumenstock //schön ja// dort hingestellt, der schaut schön aus.
I: **Ganz** schön. Den haben Sie, ja. Hätten Sie den nicht lieber im Zimmer?
KS: Nein, da hab ich keinen Platz (B9D, 268-270).*

Auch können sich manche Bewohner*innen mehr Pflanzen in den Gemeinschaftsbereichen und Gängen des PBZ aus Platzgründen nicht vorstellen. „*Ich kann mir nicht vorstellen, dass mehr unterkommt, weil das Pflegepersonal fährt schon mit den Wägelchen Essen austeilen und Medikamente austeilen, so viel Platz wird nicht sein*“ (B5C, 159).

Menschen mit Demenz

Sehr vereinzelt wird das Problem angesprochen, dass von Demenz betroffene Bewohner*innen den Pflanzen Schaden zufügen. „*Die [Menschen mit Demenz] gehen und brechen das ab, und es heißt, ja sie können ja nix dafür. Ja, aber ich kann auch nichts dafür*“ (B1C, 184-186).

3.2.2 Typ 2: Geringe Bedeutung von Pflanzen in der Biografie

Von insgesamt 29 Interviewpartner*innen lassen sich lediglich drei Personen diesem Typ zuordnen, zwei Frauen und ein Mann. Es ist nicht so, dass diese Personen keinen Gefallen an Pflanzen hätten, aber es „*stört nicht, wenn keine Pflanzen da sind*“ (B2C, 42), wie das Herr Helmut Meinolf ausdrückt. „*Ich hab's gern wo angeschaut und alles, (...) ich hab viel gearbeitet, aber das [Garten] war nicht meine Sache*“ (B17B, 148-152), führt Frau Irene Kovacec aus. Sie beschreiben sich vielmehr als Personen, die wenig persönliches Engagement bzw. „*keine besonderen Ambitionen*“ (B11D, 30-40) bezüglich Pflanzenpflege aufbringen. „*Sagen wir, die Azaleen und die Zykamen und solche Sachen, (...) wenn ich's eben geschenkt bekommen hab, dann hab ich's gehabt und hab ich, da hab ich drauf geschaut, aber nicht mit einer besonderen, also extremen Hingabe*“ (B11D, 30-40). Frau Helga Winkler gab Zimmerpflanzen immer wieder auch an ihre Tochter weiter, welche „*die sich nicht gut von mir halten lassen, (...) sie bringt s' eigentlich alleweil wieder (...) dass sie ihnen das Leben verlängert*“ (B11D, 64).

Herr Helmut Meinolf, der geschieden ist, führt aus, dass in seiner früheren Ehe sich seine Frau um die blühenden Pflanzen gekümmert hatte. „*Botanische Arbeiten, dass was besser blüht oder schöner wird (...), das hat, wie ich verheiratet war, die Frau gemacht*“ (B2C, 92) Er hatte hingegen Arbeiten wie „*Rasenmähen, also gewöhnliche Arbeiten, wo ich nix falsch machen kann*“ (B2C, 42) übernommen. Gartenarbeit ist aus seiner Sicht auch mit unliebsamer Arbeit verbunden. „*Also ich denk da an den Garten daheim, Unkraut zupfen (...). Das ist das Einzige, was mir zwider ist, Unkraut, wucherndes Unkraut*“ (B2C, 128).

Pflanzen im PBZ

Wie Pflanzen in der Biografie der Personen dieses Typs wenig Bedeutung hatten, so nimmt auch die Begrünung des PBZ keinen hohen Stellenwert in ihrem jetzigen Leben ein. „*Na ich sag ganz ehrlich, wenn im Haus nirgendwo was grün wär, wär's mir wurscht, weil ich mich nicht orientier dran*“ (B2C, 42). Frau Irene Kovacec betont aber, dass sie Blumen und Pflanzen gerne sieht - „*ich seh's gern*“ (B17B, 146).

Frau Helga Winkler geht in den Garten oder auf die Terrasse wegen der frischen Luft oder „*dass ich mich auf einem schattigen Platzerl aufhalte*“ (B11D, 65-74). Sie ist weder von der aktuellen Begrünung im Innenraum noch von den Pflanzen in den Außenbereichen des PBZ beeindruckt. „*Zum Beispiel, da sind jetzt grad so dicke Ranken, das hat mit frischen Blumen nix zu tun, (...), das muss ich auch nicht haben*“ (B11D, 50-60) Für Herrn Helmut Meinolf spielt der Garten des PBZ keine Rolle.

„*Hier im Haus hab ich noch keinen Garten in dem Sinn besucht, könnte vielleicht mehrere sogar geben, aber ich weiß es nicht, weil ich eben eh so behindert bin mit dem Sauerstoff dauernd, mit'm Wagerl wo in den Garten Blumen anschauen gehen, das wär das Letzte, das ich brauch*“ (B2C, 64).

Blumen im Zimmer gibt es bei besonderen Anlässen, haben aber selbst dann keine hohe Bedeutung, wie es Frau Irene Kovacec formuliert. „*Ja ich mein, wenn Geburtstag oder was ist, Blumen und das kriegen wir schon, aber sag ma so, muss ich nicht unbedingt haben*“ (B17B, 24-26).

Es gibt einen Kaktus als Zimmerpflanze, der bedürfnislos bei Frau Helga Winkler überlebt:

HW: *Da hab ich, momentan hab ich nur an Kaktus da, //ja// so an, so an dreiteiligen Kaktus hab ich da.*

I: *Ja.*

HW: Und wie gesagt, das hat mir einmal wer gebracht und ...

(...)

I: Und um den kümmern Sie sich selber?

HW: Ich kümmer mich gar nicht viel um ihn.

I: Der lebt einfach aso.

HW: Ja ja, der hat keine, keine besonderen Bedürfnisse (B11D, 18-30).

Grünaktivitäten im PBZ

Mit dem Projekt mehr Grün in das PBZ zu bringen sehen die drei Personen dennoch positiv. „Ja unbedingt, unbedingt. Aber selber, selber will ich nix damit tun. ((lacht))“ (B17B, 160), sagt Irene Kovacec lachend. Im Unterschied dazu zeigt Frau Helga Winkler Interesse an Gartenarbeit.

I: Also Sie hätten, versteh ich Sie richtig, Sie hätten da wenig Interesse, auch bei so einem Hochbeet mitzuarbeiten oder würd Ihnen das schon gefallen?

HW: Oja, das würd ma eventuell schon gefallen.

I: Ah das würd Ihnen schon gefallen, aha.

HW: Ja, ja.

I: Was würde Ihnen da eher gefallen, wenn man da was anbaut? Blumen, Gemüse, Kräuter, was ist denn da so Ihr Stil?

HW: Schon also immer wieder was Blühendes, //was Blühendes// dass man eben was hat, dass man sich für die Wohnung immer wieder was holen kann.

I: Ah so Schnittblumen (B11D, 141-147).

Frau Helga Winkler führt noch aus, dass es ihr „nur nicht zu viel Arbeit machen“ soll und auch, dass „Teamarbeit (...) nix für mich“ (B11D, 152-158) ist.

Für Herrn Helmut Meinolf wäre es selbstverständlich mitzuhelfen, aus einem reziproken Verständnis heraus, um einen Beitrag zum gemeinschaftlichen Leben im PBZ zu leisten. „Also **helfend** würd ich Blumen jederzeit betreuen, aber nicht, weil ich's **will**, sondern weil ich jemandem damit a Freu-, weil ich weiß, die **brauchen** das“ (B2C, 128). Er würde aber eine konkrete Anleitung benötigen, „wenn mir einer sagt, du jetzt musst **das** machen oder **das** machen, auch wenn's, aber da brauch ich Anweisungen“. (B2C, 48-50).

3.2.3 Typ 3: Mäßige oder sich wandelnde Bedeutung von Pflanzen in der Biografie

Fünf der insgesamt 29 Interviewpartner*innen sind dem Typ 3 zuordenbar. Was auffällt ist, dass drei von den insgesamt fünf interviewten Männern dem Typ 3 entsprechen und es werden geschlechtsspezifische Tätigkeiten im Garten auch explizit genannt. So erzählt Herr Josef Hoschek, dass in seiner ersten Ehe, in der er gemeinsam mit seiner Frau ein Haus mit Garten hatte, die Frau die Gartenarbeit machte. „Ja, aber das war auch nicht mein Ding, die Frau hat das immer gemacht“ (B21B, 142). Selbst als er gemeinsam mit seinem Neffen einen großen Garten hatte, setzte dessen Frau die Blumen. „Na Blumen, ja das Ganze, vom Neffen die Frau, die hat das gemacht“ (B21B, 134). Sein Neffe und er hatten hingegen „die ganzen Bäume weggeschnitten, //aha// ja, und der Nachbar hat so einen Traktor gehabt, der hat die Wurzeln ausgerissen“ (B21B, 103-156). Herr Alois Seidl formuliert die Arbeitsteilung in seiner Ehe folgendermaßen: „Die groben Arbeiten hab **ich** gemacht, das Feinere die Frau“ (B10D, 100-116). Dies erscheint ihm als selbstverständlich.

„Die Frau war halt für die Blumen zuständig natürlich. (...). Und vor allem das Umgraben, (...) das hat die Frau nicht, ist ja eine Männerarbeit und, ja, das hat mir schon gefallen. Die Beeteln gemacht, dass das alles schön ist, naa das hab ich schon, aber die Chefin war meine Frau. ((lacht))“ (B10D, 100-116).

Auf die Frage, welche Pflanzen gerne gemocht werden, antwortet Herr Hubert Cerha: *„Ich hab einen Baum geliebt, nein **zwei**, eine Eiche und eine Fichte. (...). Die Eiche ist robust und die Fichte, die, ja, war auch robust, aber die war nicht so **dick**, die Eiche war dick“ (B3C, 242-244).* Herrn Josef Hoschek waren Zimmerpflanzen immer wichtig, v.a. blühende, die er sich auch im PBZ besorgte. *„Ja das hab ich schon gehabt, die hab ich mir sogar selber **gekauft**“ (B21B, 239-248).*

Bei diesem Typ fällt des Weiteren auf, dass die Bedeutung von Pflanzen Lebensphasen spezifisch geprägt ist. Für Herrn Hubert Cerha war der große Garten, den er früher, als er noch berufstätig war, hatte, v.a. mit viel Arbeit verbunden, während er im Alter den Garten und die Gartenarbeit bei seiner Lebensgefährtin als Hobby empfindet.

CH: Aber dadurch, dass ich einen großen Garten gehabt hab, der viel Arbeit war, bin ich nicht so für die Pflanzen eingestellt.

I: Mhm mhm. Was ham S' da alles machen müssen im Garten?

CH: Ja, Rasen mähen, dann ah bei den Bäumen das Gras wegzupfen, ja Rosen zurückschneiden.

I: Mhm mhm mhm.

CH: Das war eigentlich die Hauptaufgabe, da ist jeden Samstag halt der Tag vorübergegangen.

I: Mhm mhm.

CH: Und jetzt ist es in P-Stadt unten irgendwie mein Hobby, bin ich eigentlich froh, dass ich im Garten sein kann.

I: Mhm.

CH: Aber wie ich selber noch einen Garten gehabt hab, war's kein Hobby, da war's Belastung.

(...)

I: Was freut Sie da so, wenn Sie sagen, das ist so ...

CH: Naja wenn im Frühling die Blumen, die Krokusse kommen, die Blumen kommen, das freut mich schon (B3C, 12-32).

Auch die Gärten von Herrn Josef Hoschek, die mehr als Arbeit wie als Hobby empfunden wurden, waren Teil bestimmter Phasen in seinem Leben, denen er nicht nachtrauert. Nach dem Tod seiner Frau hat Herr Alois Seidl den Garten noch eine Zeit lang gehabt, ihn dann aber aufgegeben. *„Aber ich hab auch den Garten dann vor ein paar Jahren schon aufgegeben gehabt, weil ich fürs Gemüse nicht so Verwendung gehabt hab. Die Fisolen hab ich eingefroren und den Enkeln geschenkt, schon geschnitten und – na, die haben a Freud gehabt, ((lacht)) ja“ (B10D, 100-116).*

Die beiden Frauen des Typs 3 sind sehr unterschiedlich. Frau Hilde König erzählt trotz Nachfrage nicht, ob sie Blumen oder Pflanzen gehabt hat, sondern für sie hatte Natur v.a. Bedeutung für ihre Tätigkeit als Lehrerin. *„Ja, und in Zeichnen, Biologie und bildnerische Erziehung haben wir Bäume, haben wir Blätter abgemalt, (...) mit Kohlestift, und die haben wir dann bestimmt, //mhm// mit einem Bestimmungsbuch“ (B26A, 12-28).* Frau Johanna Sommer weißt eine gewisse Flexibilität im Umgang mit Pflanzen auf. Während sie früher schon einen sozialen Druck gespürt hat, *„wer die schönsten Sträucher hat und wer die schönsten Vasenblumen hat“ (B13D, 53-70)* und zum Teil dem auch entsprochen hat, ist sie später dann auf Kunstblumen

umgestiegen. „Und dann hab ich am Friedhof auch angefangen mit dieser Art von Blumen, hab sie dann in der Wohnung gehabt und bin sehr zufrieden“ (B13D, 48).

Pflanzen im PBZ

Die Personen dieses Typs sind mit der Begrünung der PBZ Großteils zufrieden. Herr Alois Seidl findet die Begrünung im Innenbereich ausreichend und hat auch den Eindruck, dass diese „recht vernünftig gepflegt“ (B10D, 19-23) wird. Frau Hilde König erzählt, dass die Pflanzen auch von einer Mitbewohnerin gegossen werden. Sie nimmt den Pflegepersonalmangel war und ist der Meinung, „wenn man zusätzlich Pflanzen hätte, müsste man sich überlegen, wer das macht“ (B26A, 33-46), um das Pflegepersonal dadurch nicht mehr zu belasten.

Der Garten wird sehr geschätzt. Herr Alois Seidl beschreibt dies so:

„Da ist ein wunderbarer Park, möcht ich sagen, (...), wir haben ja einen heißen Sommer gehabt, war ja oft sehr heiß, und da hat man immer wieder Schatten oder Sonne gefunden, ja? Weil allzu viel Leute sind nicht unten meistens, die gehen spazieren oder so, da bin ich oft so auf an Bankerl gesessen mit Besuchern, und das war recht schön“ (B10D, 34-40).

Herrn Josef Hoschek gefällt der Garten, er würde aber begrüßen, wenn noch mehr Essbares angepflanzt würde. „Vielleicht wär nicht schlecht, wenn's auch, ein paar haben wir eh so Erdbeeren oder irgend so was (...) Brombeeren und das Ganze sind auch da, ja, ist nicht schlecht, ja“ (B21B, 157-164). Ihm sind blühende Zimmerpflanzen im Zimmer wichtig, welche er sich immer wieder besorgt. „Und voriges Jahr hab ich gehabt die Rosen, //mhm// fünf so Stöckeln“ (B21B, 214-238). Frau Hilde König, die immer wieder Pflanzen geschenkt bekommt, kann diese nicht mehr selber versorgen und ist darauf angewiesen, dass es ihr gemacht wird. „Kriegt von Besuchern oft Blumen, es ist mühsam, die am Leben zu erhalten, weil sie nicht so oft gegossen werden. Das müssen die Schwestern neben ihrer Arbeit machen“ (B26A, 30-34).

Frau Johanna Sommer ist auf Kunstblumen umgestiegen und hat diese auch in ihrem Zimmer im PBZ.

I: Einen Weihnachtsstern ham S' da.

JS: Halten Sie den für Kunststoff?

I: Nein.

JS: Eben.

I ((lacht)) Ist der Kunststoff?

JS: Na sicher.

I: Wirklich?

JS: Ich hab nur solche Sachen.

I: Aha, okay. ((überzeugt sich davon)) Ja (B13D, 29-42).

Grünaktivitäten im PBZ

Die Bereitschaft und die Möglichkeit sich bei Grünaktivitäten im PBZ zu beteiligen sind in dieser Personengruppe sehr unterschiedlich. Herr Hubert Cerha: „Ich schau ma's gern an, aber pflegen mag ich's eigentlich nicht. Ich will nicht belastet werden. ((lacht))“ (B3C, 180). Bei Herrn Alois Seidl ist die Bereitschaft mitzuhelfen wiederum sehr hoch. „Wenn jemand sagt, was man zu machen hat, dann bring ich das schon zusammen, weil ich ja nicht ungeschickt bin. ((lacht)) (...). Mithelfen, wenn's Not am Mann ist, würd ich auf alle Fälle, //okay mhm// weil ja die Zeit dazu auch da ist“ (B10D, 191-196).

Aufgrund körperlicher Einschränkungen ist es für manche nicht möglich an gemeinschaftlichen Gartenaktivitäten mitzumachen. Frau Hilde König mit einer hohen Pflegestufe, der selbst das Essen gegeben werden muss, meint, „*dazu nicht geeignet*“ (B26A, 95-106) zu sein, erzählt aber an anderer Stelle, dass sie bereits Unkraut gejätet hat.

HK: Da haben wir auch welche [Hochbeete] davon, auf der Terrasse.

I: Mhm mhm.

HK: Da werden oft Kräuter angebaut.

I: Mhm. Und sind Sie da auch irgendwie dabei oder ...?

HK: Dabei bin ich nicht, aber wie man die ganzen Unkräuter ausgezupft hat, war ich dabei.

I: Mhm mhm. Und mögen Sie das?

HK: Da kann man mit dem Rollstuhl hinfahren.

I: Ja genau.

HK: Das ist auf Greifhöhe, das ist gut (B26A, 81-90).

Herr Josef Hoschek kann und möchte sich an der Gartenarbeit nicht beteiligen, „*erstens einmal, ich kann ja nicht, und zweitens einmal, ich bin ehrlich, (...) nachher bin ich dreckig*“ (B21B, 171-198).

3.3 Interesse an Natur und Pflanzen

Im Folgenden werden Themen aus den Interviews aufgegriffen, die unabhängig von der Typologie als weitere relevante Grün-Themen für die Bewohner*innen hervortreten.

3.3.1 Naturschutz und –verbundenheit

Aus einigen Erzählungen geht eine Verbundenheit mit der Natur hervor gepaart mit Kritik, wie mit der Natur umgegangen wird. „*Lieber Gott, du hast die Welt so schön gemacht, ja. Aber man tut das zu wenig achten und konsumieren*“ (B4C, 49-51), wie das Theresia Kogler mit Verweis auf die Bibel formuliert. Andere Erzählungen weisen detaillierte Naturbeobachtungen auf:

„Aber ich hab so eine Freude gehabt, dort gab's auf den hohen Bäumen Eichkätzchen, rote, schwarze, genau vor der Terrasse, vor dem Fenster und so weiter, das war ja wunderbar. Dann Igel hab ich, Igelfamilie hab ich gehabt, die haben dort ihren Dauerstammplatz gehabt, und ja, Igel, was noch? Ja und die Vögel, ganz liebe Vögel, die sind immer gekommen, die Meisen, und haben ans Fenster geklopft mit dem Schnabel“ (B5C, 78-96).

Häufig wird verglichen, wie intakt die Natur früher noch war im Unterschied zu heute sowie die Landwirtschaft von früher zu heute. Zum Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten meint Frau Rosemarie Vante: „*Das waren Naturprodukte. (...). Dazumals hat man das eigentlich nicht so geschätzt, dass das natürlich ist, nix gspritzt und so weiter (...), hamma doch gesund g'lebt. ((lacht))*“ (B7C, 82-84). Frau Margaretha Fuchs beschreibt sich als robuste naturverbundene Frau, die „*bis achtzig mit'n Radl gefahren*“ ist, „*Sommer und Winter, bei jedem Wetter*“ (B6C, 23) und klagt über die landwirtschaftliche Entwicklung, reflektiert aber auch sehr kritisch den eigenen Pestizideinsatz und setzt trotzdem auf die Kraft der Natur, die die Fähigkeit hat sich zu regenerieren.

„Heute mit der Chemie ist ja alles, da kannst ja alles machen. (...). Siehst eh, die bauen drei Mal am selben Acker, früher ist ein Acker brachgelegen, einmal ein Jahr nix. Heute,

im Frühjahr haben sie die Karotten, wenn die weg sind, ist schon wieder was anderes angebaut, zwei Mal am selben, und dann wird gspritzt und gspritzt und du isst ja nur mehr lauter Gift. Aber es derfangt sich, die sagen alleweil, das ist schlecht, die Erde derfangt sich wieder, die geht nicht unter, da brauchen S' ka Angst ham, (...). Siehst eh, da war eine Zeit, da hast keine (...) Maikäfer gesehen, jetzt sind wieder so viele Engerlinge, also muss es die Maikäfer geben, es ist nix zum Umbringen, alles alles kommt wieder. Und ich hab am Anfang, woast eh, wie das ganze Klump aufgekommen ist, das DDT, (...). Darf ja gar net einmal dran denken. Und da hab ich auch einen Kohl und ein Kraut gehabt und da waren so Raupen drauf, und da hab ich in der Drogerie gekauft, (...), was ich da an Gift gegessen hab, will ich heute gar nicht einmal dran denken“ (B6C, 207).

Es werden die Veränderungen des natürlichen Lebensraums kritisch und mit Sorge beobachtet. „So viel Mäuse sind am Feld, (...). Und das hat's früher ja gar nicht gegeben, net? Und heute kämpft man damit, net? Und das ist schon allerweil, das bedauer ich schon eigentlich“ (B4C, 431-433). Herr Hubert Cerha sieht wie immer mehr verbaut wird. „Wie ich da gewohnt hab, war das alles Felder, Lebensraum. Und jetzt ist alles verbaut (...). Naja, wenn alles verbaut wird, wovon essen wir dann?“ (B3C, 48-56). Er spricht sich explizit für den Naturschutz aus:

„Ich hab gar nicht gewusst, dass der Wald auch so viel Sauerstoff bringt, weil der Regenwald in Brasilien wird ja abgeholzt, von was leben wir dann einmal? Das ist ja auch gefährlich. Drum, ich bin für'n Klimaschutz, ich wähl die Grünen zwar nicht, aber die Greta Thunberg, dass sich die so einsetzt als junges Mädchen, das ist schon toll“ (B3C, 138).

3.3.2 Beliebte Pflanzen: Frühjahrsblüher und Heilkräuter

Hervorstechend in den Erzählungen ist ein Interesse an Heilkräutern sowie eine besondere Freude an Frühjahrsblühern, wobei auch andere blühende Pflanzen positiv erwähnt wurden, wie z.B. Dahlien und Gladiolen.

Die Frühjahrsblüher sind emotional sehr positiv besetzt. Die Freude an den ersten Blüten nach dem Winter wird immer wieder beschrieben, wie hier von Herrn Hubert Cerha:

*CH: Naja wenn im Frühling die Blumen, die Krokusse kommen, (...) das freut mich schon.
I: Mhm. Wenn's dann neu kommt, das Leben irgendwie.*

CH: Ja, ja. Es ist wie, wie das Leben. Wenn man jung ist, strebt man nach oben und wenn man alt wird, geht man zurück und so ist es bei den Blumen auch. Im Frühling wachsen sie und im Herbst sterben sie ab“ (B3C, 32-34).

Auch Frau Rosemarie Vante beschreibt die Freude über die „Schneeglöckerl, die Maiglöckerl, Tulpen, wie sie halt der Reihe nach kommen“ (B7C, 70). Herr Josef Lang erwähnt noch „die ganz kleinen Veilchen, die Vergissmeinnicht“ (B15D, 94). Der Frühling wird auch an den Stäuchern und Bäumen positiv bemerkt. „Man sieht schon bei den Sträuchern, wie die Knospen herauskommen (...), die ersten Sträucher, die so goldgelb blühen“ (B5C, 52).

Einige Bewohner*innen setzen sehr auf die heilende Kraft von Heilkräutern, wie Frau Franzl Seitz. „Ich trinke hier einen Salbeitee, ((zieht das Glas zu sich)) (...) und den trink ich jetzt seit zwei Jahren jeden Tag“ (B1C, 38). Sie schätzt das Wissen von früher, der „sogenannten Kräuterweiber“ (B1C, 50). Frau Margaretha Fuchs wurde von ihrer Mutter in die Kräuterheilkunde eingeführt, „meine Mutter hat Kräuter gesammelt“ (B6C, 31-37) und besitzt ein altes Kräuterbuch. Sie setzt sich nach wie vor Johanniskrautöl an, mit dem sie sich einreibt.

Sie erzählt, dass das Johanniskraut im vorigen Jahr „Heilkräuter des Jahres“ (B6C, 115-135) wurde. Erika Redl betont die Nützlichkeit von Brennnesseln. „Ein Tee von den Brennnesseln ist auch sehr gesund. (...) Ich hab auch verschiedene Bücher zu Haus, und da hab ich mir das alles durchstudiert“ (B5C, 183-187).

3.3.3 Das eigene Pflanzenwissen erweitern und weitergeben

Vereinzelt erzählen Bewohner*innen, wie sie sich auch über Bücher, Fernsehsendungen und Zeitungsbeiträge bezüglich ihres Pflanzenwissens weiterbilden. „Da schau ich im Fernsehen immer den, wie heißt der, Ploberger, an ja, der gibt immer ganz schöne Tipps hinsichtlich Blumen. (...) das ist, ist eine Ergänzung zum Wissen“ (B3C, 36-38). Frau Erika Redl besitzt verschiedene Pflanzenbücher, die sie genau gelesen hat, „da hab ich mir das alles durchstudiert. (...) Und wie ein Weinstock zu pflegen ist“ (B5C, 187-191). Frau Maria Kopf, die selbst ihr Wissen zu Pflanzen gerne erweitert, regt an, mit Kindern im PBZ zusammenzuarbeiten. Es gibt Kontakt zu einem Kindergarten und sie könnte sich vorstellen, dass im Rahmen des Projekts „die Kinder auch lernen, das **Unkraut** auszuzupfen“ (B24B, 274-278).

3.4 Luftqualität („Behaglichkeit“)

Die Bewohner*innen wurden gezielt danach gefragt, wie sie die Temperatur und Luftfeuchtigkeit in ihren Zimmern und im PBZ allgemein empfinden sowie wie die Hitze des letzten Sommers für sie war. In den Antworten ging es viel um Frischluft, das Lüften und um Zugluft. Das PBZ ist ein Ort, wo unterschiedliche Menschen zusammenwohnen und arbeiten und so unterschiedlich ist auch das Empfinden, was gute oder schlechte Luftqualität ist. Das birgt ein gewisses Konfliktpotential, da durch das Zusammenleben und –arbeiten, die autonomen Möglichkeiten, es sich so richten zu können, wie man es gerne hätte, Grenzen haben. Die meisten Bewohner*innen leben in einem Einzelzimmer mit der Möglichkeit das Fenster oder die Tür zumindest zu öffnen bzw. öffnen zu lassen, in den allgemeinen Bereichen besteht jedoch Abstimmungsbedarf.

HF: Da sind keine Fenster, //ja// nur die Zimmer haben Fenster. Jaja, ich sag immer, die Bazillen fliegen nur da umeinander. ((lacht))

I: Aha, also zu wenig frische Luft.

HF: Jaja, ja, da gibt's welche, was gar nicht lüften tun, Schwestern. Und hinten rei ich in der Früh immer die die Tür auf, hinten beim Balkon da. Und wenn ich's jetzt mach, machen sie's gleich wieder zu.

I: Dass' a bisschen durchzischt.

HF ((lacht)) [...]

I: Mhm. Also Sie hätten gern mehr frische Luft.

HF: Mhm.

I: Ja, ja.

*HF: Ich **bin** für das, Naturkind. (...) die sitzen alle da, die sind alle derfrozen, weiß ich, was die anhaben alles, **jetzt** sogar (B19B, 278-286).*

Mit wenigen Ausnahmen haben die meisten interviewten Personen betont, wie wichtig lüften und frische Luft für sie ist. „Und ich brauch viel Luft, ich hab heute schon um halber sieben hab ich schon das Fenster da aufgemacht“ (B12D, 134). Unterstützt wird von manchen die Frischluftzufuhr auch mit einem Ventilator. „Ich hab da meinen Ventilator stehen, da hab ich gekippt, dass zwar eine Luft reinkommt, auch wenn's warm ist und durch den Ventilator wird das, und da halt ich's aus“ (B22B, 318). Frau Gisela Langbauer lässt sich ein Fliegengitter in das

Fenster anbringen, um es geöffnet halten zu können. „Ja, da kann nix [Insekten] herein im Sommer“ (B23B, 272-280).

Thema ist auch schlechte Luft und Gestank, wie Herr Alois Seidl berichtet.

„Aber ich tu halt viel lüften, und trotzdem ist oft sehr schlechte Luft herin, aber nicht so schlecht wie bei manchen anderen Zimmern. Es ist halt so, wenn ich da oft vorbeigeh irgendwo und die haben die Fenster [sic! Türen] offen, und da stinkt's richtig heraus. Und jetzt hab ich schon getestet, wie's bei mir ist, naja, ist auch a schlechte Luft herin, aber mit'n Lüften ist das schnell weg, aber so stark stinkt's nicht hinaus wie bei manchen anderen“ (B10D, 168).

Herr Alois Seidl ist der Meinung, dass auch die Besucher*innen die schlechte Luft bemerken. „Weil manche Besucher sagen ja auch, also sie wollen's nicht direkt sagen, da, ((lacht)) da riecht's nicht gut“ (B10D, 172).

3.4.1 Temperatur

Mit Ausnahme des Sommers hatten die Bewohner*innen der unterschiedlichen PBZ mehrheitlich das Gefühl, dass die Temperatur in ihren Zimmern für sie in Ordnung ist. Das heißt, sie können sich die Temperatur so regeln, wie es ihrem Wärmebedürfnis entspricht.

BS: Ja, ich kann mir's ja abdrehen, aufdrehen.

I: Ja, ja, also das richten Sie sich, wie sich's brauchen.

BS: Das richt ich mir dann schon, ja, ja (B16D, 72-74).

Bei Frau Lucia Strobl klingt durch, dass die eigenständige Temperaturregulierung in einer Institution für sie gar nicht so selbstverständlich ist.

LS: Ja, wir tun selber a bissel regulieren auch, na?

I: Ja genau, das heißt, da, mhm.

LS: Ja, das dürfen wir auch, na? Ja.

I: Ja, mhm mhm.

LS: Ja, ja. Und das ist auch gut so, wenn man so a bissel einen eigenen Willen auch durchsetzen kann a bissel (B25A, 114-122).

Das Temperaturempfinden ist unterschiedlich. Frau Gisela Bauer hat es gerne kühl in ihrem Zimmer. „Da muss es schon wirklich richtig kalt sein, dass ich mir's a bissel aufdreh. Aber ich war daheim auch so“ (B12D, 142). Frau Waltraud Hocheder hat es hingegen „lieber warm als kalt“ (B22B, 316-330). Die Bewohner*innen haben ihre Strategien und Routinen, wann sie lüften oder sich den Heizkörper aufdrehen (lassen) oder aber sie regulieren die Temperatur auch mit Kleidung und der Dicke der Bettdecke.

I: Sie sitzen kurzärmelig da, //jaja// weil sonst wär's Ihnen zu warm.

JH: Auf jeden Fall.

I: Auf jeden Fall.

JH: Auch wenn ich ins Kaffeehaus fahr, da hab ich auch nix an.

I: Also ist es überall warm eigentlich da draußen?

JH: Ja, jajajaja. Das ist, das Holz ist das, das Holz.

I: Das Holz.

JH: Ist gut, da erspart man die Heizung (...) (B21B, 441-472).

Situation im Sommer

Extreme Sommerhitze stellt eine spezielle Situation dar, in der der Aufwand zur Temperaturregulierung steigt und trotz Bemühungen nicht immer zum gewünschten Resultat führt. Geklagt darüber wurde aber nur von einzelnen Personen. Die Interviews wurden im Winter geführt und es wurde retrospektiv von der Hitze des letzten Sommers gesprochen, welche nicht für alle mehr präsent war. „Ja, was weiß ich, ich glaub, es ist nichts Außergewöhnliches gewesen, nein nein“ (B4C, 414-415). Andere wiederum haben noch sehr genaue Erinnerungen, wie Frau Hildegard Fritz:

HF: Na der war furchtbar, der Sommer, furchtbar.

I: Und was haben Sie da gemacht?

HF: Naa nix, was soll ich machen? Wir haben nix gehabt, da haben sie so ein Windradl gehabt, so ein Ding. Aber trotzdem war's heiß, immer so um die 30 Grad haben wir sowieso gehabt, und wir sind die Sonnenseite, da ist es noch ärger.

I: Mhm.

HF: Das war schrecklich. Wenn das wiederkommt, die Sommer waren furchtbar, mhm (B19B, 204-220).

Einige Bewohner*innen empfinden das Klagen über die Hitze aber auch übertrieben. Das sind v.a. jene Frauen, die früher in der Landwirtschaft tätig waren und während des Sommers in der Sonne am Feld arbeiten mussten. „Weil was hätt ma denn da getan in der Landwirtschaft, da wär ma ja zugrund gegangen“ (B8C, 118-124). So gibt es auch Bewohner*innen, die von sich sagen, „die Sonne gern“ (B6C, 273-279) zu haben und dass ihnen die Hitze nichts ausmacht.

Aus den Erzählungen geht hervor, dass sich die Temperatur mit einfachen Mitteln immer wieder gut regulieren ließ. Diese einfachen Mittel waren z.B. Ventilatoren, Fliegengitter, Vorhänge oder Jalousien.

I: Und im Sommer, wird's da manchmal sehr heiß auch im Zimmer?

AB: Ja eigentlich nicht.

I: Mhm mhm.

AB: Weil wenn die Vorhänge zugezogen sind, da ist es kühler wieder. Wenn's wirklich recht heiß ist, da hat mir der Sohn dann einen Ventilator gebracht, und da hält man's auch aus. ((lacht ein wenig)) (B27A, 59-62).

Strategien, um mit der Hitze gut umgehen zu können waren, sich in der ärgsten Hitze nicht im Freien aufzuhalten und Bewegung eher in die kühleren Tageszeiten zu verlegen, wie es Frau Lucia Strobl macht. „Naja, man macht auch Spaziergänge und die teilt man halt ein mehr am Abend, na? (...). Oder zeitlich in der Früh. Man muss nicht in der Hitze marschieren, na?“ (B25A, 136-144). In einem PBZ gibt es einen Garten mit Schatten spendenden Bäumen, nur ist dieser für Rollstuhlfahrer*innen nicht so unmittelbar erreichbar. Herr Alois Seidl ist ohne Gehhilfen unterwegs:

„Ah, und da ist ein wunderbarer Park, (...), wir haben ja einen heißen Sommer gehabt, war ja oft sehr heiß, und da hat man immer wieder Schatten oder Sonne gefunden, ja? Weil allzu viel Leute sind nicht unten meistens, die gehen spazieren oder so, da bin ich oft so auf an Bankerl gesessen mit Besuchern, und das war recht schön“ (B10D, 34).

Frau Karolina Steinwender ist hingegen mit dem Rollstuhl mobil und dadurch weniger flexibel:

KS: *Ich fahr auf die Terrasse, ganz unten ist eine Terrasse, und das hab ich schon heraußen, wenn ich ganz zurück fahr, ist es am angenehmsten. Wissen S', man probiert ja alles. (...). Ich zieh mich nicht zu warm an, ausziehen tu ich mich nicht, //ja// hab so leichte Sommerbluserl, und beim Sitzen hält man's dann schon aus, ein Glasl Wasser dazu, wenn hin und wieder wer geht, kann man sagen: ‚Geh sei so guat, bringst mir a Wasser?‘*

I: *Ah ja, ja.*

KS: *Ja.*

I: *Und Schattenplätze?*

KS: *Haben wir auch, ja aber die sind sehr vergeben immer, wer halt ...*

I: *Also Sie bräuchten mehr.*

KS: *Und dann ist mir das a wengl zu weit, weil da müssert ich den ganzen Hof hintere, ich geh lieber dann auf die Terrasse, //ja// und wenn ich was brauch, da geht öfters wer, die machen das dann, ja.*

I: *Aha, also die Schattenplätze, die weiter weg sind, das ist //ja// zu mühsam hinzukommen und da geht auch nicht so oft wer vorbei, wenn Sie grad was brauchen.*

KS: *Ja, ja, ja (B9D, 181-206).*

Im Großen und Ganzen ist die Einstellung zum Sommer aber pragmatisch, „*ja das ist so im Sommer, da muss man durch. (...), ja, da muss man sich halt drauf einstellen*“ (B5C, 233-235).

3.4.2 Luftfeuchtigkeit

Mit der Frage nach der Luftfeuchtigkeit konnten nicht alle Bewohner*innen etwas anfangen. „*Könnt ich nicht beurteilen, weil ich nicht weiß, woran erkennt man die Luftfeuchtigkeit*“ (B2C, 184).

Um die Luft im Zimmer feucht zu behalten, haben welche sehr bewusst Pflanzen im Zimmer stehen, wie Frau Franzi Seitz. „*Ja die kann ich mir ja selber schaffen, also die Luftfeuchtigkeit, ich hab nur ein Stockerl, das ist jetzt nur schon verblüht, aber **eines** hab ich immer in Natur hier stehen am Tisch, dass ich hier a richtige, wirklich a feuchte Luft habe*“ (B1C, 222). Frau Thersia Kogler hat neben ihren vielen Zimmerpflanzen auch noch extra eine Schale mit Wasser stehen. „*Ah die Luftfeuchtigkeit. Ja dass öfter a Wasser halt wo steht, was so frei verdunsten kann, net?*“ (B4C, 384-401).

In einem PBZ fällt auf, dass mehrere Personen über trockene Luft klagen. Auf die Frage nach der Luftfeuchtigkeit antworten Frau Hannelore Lutz: „*Ja das ist sehr trocken*“ (B20B, 223-229) und Herr Josef Hoschek: „*Ah das ist da, das ist schlecht da*“ (B21B, 488).

3.5 Begrünungselemente

Den Bewohner*innen wurden Fotos von begrünten Wänden, eines aus einem Klassenzimmer einer Schule und eines einer Terrasse, gezeigt sowie Skizzen von Hochbeeten, wobei eines davon ein mobiles Hochbeet auf Rädern war.

3.5.1 Begrünte Wände

Die Reaktionen auf die Bilder von den begrünten Wänden waren Großteils sehr positiv, im Sinne von „*Ja, ist schön gefällt mir*“ (B2C, 142). Frau Irene Kovacec: „*Das ist schön, sehr schön. (...). Ich mein, das ist für die Augen auch gesund*“ (B17B, 100-110). Herr Hubert Cerha sieht auch die Vorteile für das Raumklima: „*Ja schön so eine Wand, die bringt vor allem Sauerstoff*“ (B3C, 136).

Vereinzelt gab es aber auch kritische Stimmen. Frau Erika Redl ist der Meinung „*da gibt's genug Grün*“ (B5C, 121-123) im PBZ und bei Frau Helga Winkler entsprechen die grünen Wände nicht ihrem Geschmack.

Diskutiert wurde darüber, ob die Wand nur mit Grünpflanzen bewachsen sein soll. „*Es ist, es muss nicht unbedingt blühen, weil wieso, das ist auch schön. ((das Bild)) Schaut gut aus*“ (B28A, 41). Herr Josef Hoschek würde sie mit Blumen schöner finden: „*Aber da gehört was, ja gehören Blumen*“ (B21B, 388-412). Auch eine integrierte Sitzgelegenheit wird von Frau Maria Kopf angeregt: „*Und was man auch dazu machen sollte, gleich eine Sitzgelegenheit*“ (B24B, 200-212). Es wird auch darauf hingewiesen, dass begrünte Wände im PBZ nur Sinn machen, wenn diese auch gepflegt werden. „*Wenn's gepflegt ist, ist es schön. (...). Natürlich darf's nachher nicht, das überhand nehmen das Wilde*“ (B4C, 281-291). Herrn Josef Lang macht darauf aufmerksam, dass die Pflege Arbeit bedeutet:

JL: Das ist nämlich viel, viel Arbeit auch, die Pflege da, //ja, jajaja, das ist immer das, mhm// ja, das ist ... Eingesetzt is' ja bald wo, na?

I: Jaja genau, mhm.

JL: Aber die Pflege, um das geht's ja, na?

I: Mhm mhm.

JL: Aber es schaut gut aus, na?

I: Mhm mhm.

JL: Ich bin immer für so grüne Sachen gewesen, überhaupt (...) Pflanzen und das, net?

I: Mhm mhm, das heißt, je mehr Grün, desto schöner ist es hier auch, also ...

JL: Ja eh, freilich, freilich (B14D, 98-110).

3.5.2 Hochbeete

In drei der vier PBZ gibt es bereits Hochbeete. Prinzipiell werden die Hochbeete begrüßt und als schön und praktisch empfunden. „*Ich bin ja ein bequemer Mensch, ah das gfallert mir besser als wie wenn ich da in der Erdn umadum buddeln muss*“ (B11D, 138-148). Die Bewirtschaftung der bereits vorhandenen Hochbeete wird aber als noch verbesserungswürdig eingestuft. „*Da haben sie unten im Garten schon einmal so ähnlich was hingestellt, //ja// aber ist nicht dazu gekommen, dass sie was eingesetzt hätten, nun steht's dort und ist a Erdn drin*“ (B7C, 158-161). Oder aber es mangelt an der nötigen Pflanzenpflege. „*Es ist, wie gesagt, diese kleinen Hochbeeteln da, da wird was gesetzt und dann kümmert sich kein Mensch drum*“ (B22B, 139-142). Frau Hildegard Fritz half früher bei den Hochbeeten mit, nun aber wird das von einer Angestellten durchgeführt, obwohl sie nach wie vor gerne helfen würde.

HF: Naa, früher, früher hab ich mitgeholfen, aber jetzt haben sie ja Leute dazu, mhm, net

...

I: Ah wer macht das dann?

HF: Naja, die was, die Obere da, was des überhat, dass der Garten gemacht wird (B19B, 136-151).

Frau Hannelore Lutz würde sich noch mehr Hochbeete an mehreren Standorten wünschen. „*Da gibt's welche, nur könnten ruhig noch mehr sein*“ (B20B, 155-169). „*So ein Hochbeet wär auf der Terrasse schön*“ (B20B, 185-191).

Wie bereits in der Typologie ausgeführt, sind die Einstellungen zum gemeinsamen Gärtnern unterschiedlich sowie auch die Vorlieben, was eingepflanzt werden soll.

3.5.3 Mobile Hochbeete

Großteils war die Resonanz auf die Idee der mobilen Hochbeete sehr positiv. „Ah das tüt mir gefallen. (...). Ich tüt mich sicher freuen“ (B7C, 166-174). Selbst Frau Margaretha Fuchs, die sich zu Pflanzen im PBZ eher skeptisch äußerte, würde mobile Hochbeete begrüßen.

MF: Ja, ja das ist, ja das kann ich mir vorstellen, ja.

I: Dass man einfach wieder was angreifen kann und ...

MF: Ja, ja, genau, wennst schon nimmermehr, ja, das lass ich mir noch einreden, ja. Das ja. Das machert, ja, das wäre was noch (B6C, 201-204).

In der Flexibilität durch die Räder sieht Herr Josef Hoschek vor allem den Vorteil:

JH: Das ist aber eine gute Idee, ja.

I: Finden Sie eine gute Idee.

JH: Ja weil's fährt.

I: Weil's fährt. Ist dann halt flexibel einsetzbar und ...

JH: Genau. Kommt der zum Duschen oder zum Waschen, kann man das wegschieben, oder kommt der Doktor oder die Rettung oder was, ah die Idee ist gut (B21B, 432-440).

Auch den Pflanzen kann die Flexibilität zugutekommen, so Frau Hilde König: „Weil da kann man das Beet verschieben, in die Sonne schieben oder in den Schatten“ (B26A, 92-94).

Es gibt aber auch skeptische Stimmen. Auch wenn die Idee als gut bewertet wird, kommen Zweifel, ob diese Idee auch bei den Mitbewohner*innen gut ankommt. Auch hier wird das Problem des Zeitmangels beim Pflegepersonal angesprochen.

BS: Ja, weiß ich nicht, ob's das interessiert alle. Das weiß ich nicht, aber ich mein, die Idee ist ja nicht schlecht.

I: Mhm, ja.

BS: Ja, die Idee ist nicht schlecht, aber wer nimmt sich da dann Zeit?

I: Eben, das ist ...

BS: Gäh? Die selber nicht fahren können, das ist schwer, und die Schwestern, glaub ich kaum, dass sie sich Zeit nehmen (B16D, 158-172).

4 ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Wie die Ergebnisse aus den Befragungen der Bewohner*innen zeigen, ist die Bedeutung von Pflanzen in den Lebensgeschichten ganz unterschiedlich. Es können drei Typen benannt werden, ein Typ 1 mit hoher Bedeutung von Pflanzen in der Biografie, ein Typ 2 mit geringer Bedeutung von Pflanzen in der Biografie und ein Typ 3 mit mäßiger oder sich wandelnder Bedeutung von Pflanzen in der Biografie. Charakteristisch für den ersten Typ ist, dass sich im Laufe des Lebens viel Erfahrungswissen gesammelt hat und Pflanzen im PBZ sehr wichtig sind. Trotz dieser Freude wird betont, dass Gartenarbeit auch sehr aufwändig ist und die Pflege der Pflanzen nicht unterschätzt werden darf. Einer Mitarbeit bei der Pflanzenpflege stehen sie daher mit gemischten Gefühlen gegenüber. Einerseits sehen manche ihre schwindenden körperlichen Fähigkeiten als Hindernis an. Andere können sich nicht gut vorstellen, gemeinschaftlich zu „garteln“. Jedoch würden manche auch gerne trotz ihrer Beeinträchtigungen mittun, wenn sie entsprechende Unterstützung erhalten.

Demgegenüber gefallen dem Typ 2 zwar Pflanzen, sie sind aber weiter nicht wichtig. Eher überraschend sind Vertreter*innen dieses Typs durchaus bereit, sich bei der Pflanzenpflege zu beteiligen, wenn ihnen gesagt wird, was zu tun ist. So würden beispielsweise Hochbeete zur Mitarbeit einladen.

Die Personen in Typ 3 sind einerseits in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens mehr oder weniger mit Grünpflanzen und Gärtnern verbunden und diesen kommt daher auch jeweils eine andere Bedeutung zu. Andererseits gibt es auch in Bezug zur Grünpflege verschiedene Vorlieben. So sind hier auch Personen vertreten, die lieber gar nicht damit belastet werden möchten.

In Bezug auf die Wünsche für die aktuellen Begrünungsmaßnahmen wird zum eine deutlich, dass Frühlingsblumen und Heilkräuter besonders beliebt sind. Zum anderen gibt es ganz unterschiedliche Vorlieben hinsichtlich der „Ordentlichkeit“ eines Gartens und von Pflanzen. An einem Pol wird möglichst natürliches Grün bevorzugt, am anderen sehr strikt geordnete Pflanzen. Alle vorgestellten Varianten an Begrünungen – begrünte Wände, Hochbeete, mobile Hochbeete – erhalten positive Resonanz.

Somit lässt sich zusammenfassend sagen, dass die Initiative der Begrünungen insgesamt sehr positiv aufgenommen werden. Nachdenklichkeit besteht vor allem hinsichtlich der Frage, wer und wie die Pflanzenpflege dauerhaft gut gelingen kann. Die Bewohner*innen nehmen einerseits ihre eigenen Einschränkungen als hinderlich wahr und beobachten andererseits, dass die Mitarbeitenden im Haus – sei es Pflege aber auch andere Berufsgruppen – immer mehr als genug zu tun haben und es daher wichtig ist, zu klären, ob wer zusätzliche Aufgaben überhaupt übernehmen kann. Diese Ergebnisse wurden dann in zwei der Häuser auch mit Mitarbeitenden bzw. in einer Gruppe von Bewohner*innen vorgestellt und diskutiert um darauf aufbauend mit „co-kreativen Workshops“ zu beginnen. Gemeinsam mit Mitarbeitenden wurden und werden in den einzelnen PBZ maßgeschneiderte und pflegeleichte Begrünungen ausgewählt.

LITERATUR

Dressel, Gert; Berger, Wilhelm; Heimerl, Katharina; Winiwarter, Verena (Hg.) (2014): Interdisziplinär und transdisziplinär forschen. Praktiken und Methoden. Bielefeld: transcript (Science studies (Bielefeld, Germany)).

Flick, Uwe (2010): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. 1. Aufl. s.l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften (GWV), S. 395–407.

Hockley, Jo; Froggatt, Katherine; Heimerl, Katharina (Hg.) (2012): Participatory Research in Palliative Care: Oxford University Press.

Krainer, Larissa; Lerchster, Ruth E. (Hg.) (2012): Interventionsforschung Band 1. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 5., vollst. überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz, PVU.

Mayer, Hanna (2019): Pflegeforschung anwenden. Elemente und Basiswissen für Studium und Weiterbildung. Unter Mitarbeit von Martin Nagl-Cupal und Isabella Hager. 5., vollständig überarbeitete Auflage.

Mayer, Hanna; McCormack, Brendan; Hildebrandt, Christiane; Köck-Hódi, Sabine; Zojer, Eva; Wallner, Martin (2020): Knowing the person of the resident – a theoretical framework for Person-centred Practice in Long-term Care (PeoPLe). In: IPDJ 10 (2), S. 1–16. DOI: 10.19043/ipdj.102.003.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4., erw. Aufl. München: Oldenbourg.

Reitinger, Elisabeth (Hg.) (2008): Transdisziplinäre Praxis. Forschen im Sozial- und Gesundheitswesen. 1. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Verl. (Sozial- und Gesundheitswesen).

Unger, Hella von (Hg.) (2014): Partizipative Forschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.